

Werner H. Lerch

Heimat in Raum und Zeit

Natur und Gesellschaft:
Erlebnisse und Gedanken eines
Su(h)rentalers

Druck: HDS Hofmann Druckvorstufen-Service GmbH, Reitnau
Auflage: 350 Exemplare

©2010 Erschienen im Eigenverlag der HWL Consulting, Werner H. Lerch, Hängele 88, 5057 Reitnau

Titelbild: Blick vom Raddampfer „Uri“ auf den Urnersee am Vortag des 1. Augusts 2010. Im Vordergrund ein Wasserkristall aus mit der Nationalhymne beschalltem Wasser.

Inhaltsverzeichnis	Seite
Inhaltsverzeichnis	3
Dank	4
Vorwort	7
Heimat finden - Heimat erleben - Heimat leben	10
Die ersten Reitnauer	11
Grenzen - Rahmen oder Hindernis	15
Ein besonderer Juraberg	19
Fragen zum christlichen Glauben	22
Schweizer sein	26
Heimat am Arbeitsplatz	30
Zuwanderer in der Schweiz	34
Wandern im Nebel und Zauberlaterne	37
Heimat unter dem Regenbogen	41
Welches ist der höchste Aargauer Gipfel?	45
Vereinigte Su(h)rentalbahnen	46
Seltsame Autofahrten	51
Erscheinungen	54
Zentren der Heimat	56
Machtvolle Helfer in der Natur	62
Klingende Heimat	66
Souveränität des Wassers	70
Am oberen Sempachersee	72
Mystik	82
Zentrum des Menschen	85
Doch noch Erinnerungen	87
Ausblick	90
Literatur und weitere Quellen	92
Bildverzeichnis	94

Dank

Danke allen, die mit einem Kommentar zu meiner ersten Publikation wichtige Anstösse zu diesem zweiten Buch gegeben haben. Erstaunlich für mich war, dass die vielen Echos aus den verschiedensten, oft unerwarteten Quellen stammten.

Urs Huber, Bauingenieur und Wasserbegleiter, hat mit einem eigenen Kapitel, mit wertvollen Hinweisen zum Thema Wasser und Wasserkristalle sowie der Mitarbeit bei den Wasserbeschallungen das Buch bereichert. Er setzt sich ein für einen natürlichen, sorgfältigen Umgang mit Wasser im Wissen um das Wesen des Wassers und seiner grossen Bedeutung für uns alle und den ganzen Planeten.

Werner Steiner, langjähriger Gemeindeammann von Reitnau, hat mit seinem umfangreichen Wissen über die Geschichte unseres Dorfes und der Region meine Arbeit erleichtert.

Zum Kapitel „Die ersten Reitnauer“ gab mir die Aargauische Kantonsarchäologin Frau Dr. Elisabeth Bleuer erste Hinweise. Das Schweizerische Nationalmuseum, Landesmuseum Zürich, erstellte das Bild der Werkzeuge und Waffen eigens für diese Publikation. Die Rekonstruktion eines bronzezeitlichen Dorfes wurde mir vom archäologischen Dienst des Kantons Graubünden, Dr. J. Rageth, zur Verfügung gestellt. Weitere Unterlagen erhielt ich von der Gemeindekanzlei Reitnau.

Pfarrer Andreas Schindler, Reitnau versorgte mich mit Unterlagen zum Kapitel „Zentren der Heimat“. Marianne Häfliger, Kirchenpflegepräsidentin, Reitnau besorgte Unterlagen zur Orgel und zu den Ausgrabungen und sichtete den Text. Siegrist Willi Hauri führte uns durch Kirche und Turm und beschaffte wertvolle Informationen. Oskar Naepflin, Winikon las den Abschnitt über Turmuhren. Von ihm stammt die Aufnahme der Turmuhr der Kirche Winikon.

Den Anstoss zum Kapitel „Vereinigte Suhrentalbahnen“ gab mir Kurt Steiner, Reitnau. Er stelle mir den Technischen Bericht und den Kostenvoranschlag über die „Durchgehende Suhrentalbahn“ von Gemeinderat Hans Hochuli, Reitnau für die Sitzung vom 9. Januar 1967 in Sursee zur Verfügung. Die Gemeindekanzleien Reitnau und Schöftland erstellten Kopien der wesentlichen Gemeindeversammlungs-Protokolle und anderer Unterlagen. Von Dr.



Rudolf Widmer, Muhen erhielt ich das Buch „Wie das Suhren- und Wynental zu ihren Bahnen kamen“. Verschiedene Hinweise bekam ich von Martin Schwyter, Schöftland. Fabian Gloor, Sursee überliess mir seine Maturaarbeit an der Kantonsschule Sursee zum Thema „Die Suhrentalbahn als Vision“. Mein Sohn Beat gab mir diverse Hinweise zu wichtigen Publikationen. Von der Marketingabteilung der AAR bus+bahn stammen die Bildunterlagen zur Fotomontage der Zugseinfahrt in Reitnau. Franziska Suter, Reitnau erstellte die Fotomontage (webart.vorgasse.ch).

Die Wasserkristallaufnahmen der Arie von Bach und der Heavy Metal-Musik im Kapitel „Klingende Heimat“ wurden vom KOHA Verlag Burgrain zur Verfügung gestellt. Sie entstammen dem Buch „Die Botschaft des Wassers“ von Masaru Emoto. E. F. Braun, <http://www.wasserkristall.ch>, erstellte die übrigen Wasserkristallfotos.

Andreas Frank aus Sempach sichtete die Unterlagen zur Region Oberer Sempachersee. Von ihm stammt unter anderem der Tipp zum Fuchspfad.

Die Foto des Regenbogens über dem Untersee wurde von Michael Prax, Mannenbach zur Verfügung gestellt.

Susan Müller, Geschäftsführerin der Buchhandlung Aleph & Tau AG in Schöftland, übernahm den Verkauf des ersten Buches und gab mir Anregungen für das vorliegende.

Mein Sohn Werner unterstützte mich in Fragen zum PC-Einsatz und der Wahl von Programmen.

Die Realisation lag erneut in den Händen von HDS Hofmann Druckvorstufen-Service GmbH, 5057 Reitnau.

Das Kantonsspital Aarau, insbesondere Professor Dr. Franz Recker mit seinem Team sowie die reibungslos mitwirkenden übrigen Bereiche, die Klinik Sonnmatt in Luzern und mein Hausarzt, Dr. Rudolf Widmer, schufen die Voraussetzungen, damit dieses Buch geschrieben werden konnte.

Und wiederum hat Marianne die Entstehung des Buches als Gesprächspartnerin und Lektorin mitgeprägt und mitgestaltet.

Vorwort

Beeindruckt vom überraschenden Echo auf mein erstes Werk will ich es erneut versuchen. Wie kann man den recht unterschiedlichen Erwartungshaltungen gerecht werden? Durch eine Art Fortsetzung oder durch etwas ganz Neues? Was war eigentlich gut an der ersten Schrift? War es die Freiheit, die Unbekümmertheit, mit der ich zu Werke gehen durfte, amüsant Erzählendes mit Gedanken zum Älterwerden und Bezügen zur Heimat verbinden konnte? Einiges in diesem zweiten Buch bestand bereits im Ansatz, anderes entstand spontan während die Gedanken, oft angestossen durch aufmerksame Leser, auf Wanderschaft waren. Vieles konkretisierte sich während meines Aufenthaltes im Kurhotel Sonnmatt Luzern. Und immer besteht in irgendeiner Art ein Bezug zum Begriff „Heimat“ im weitesten Sinne.

Dazu ein Erlebnis: An einem Sonntagmorgen früh brachte ich Marianne zur Bahn. Wieder zurück in Reitnau haben sich die Restwolken aufgelöst, ein wunderbarer Vorsommernorgen kündigt sich an. So bin ich rasch zu Fuss unterwegs zu einer meiner Lieblingskirchen. Wie ich durch die Seitentüre eintreten will, höre ich Orgelmusik und Gesang - anscheinend ein Gottesdienst zu ungewohnter Stunde. Also sehr diskret zum hinten liegenden Haupteingang gehen. Wie ich ihn behutsam öffne, sehe ich die Kirche leer. Orgelmusik und eine helle, reine Frauenstimme erfüllen den Raum. Das ist mein persönlicher Gottesdienst, geht es mir durch den Sinn. Ich setze mich ganz leise hinten hin. Ein Orgelstück folgt dem andern, perfekt gespielt wie im Konzert.

Musik und Stimmung begleiten mich auf dem Rückweg entlang der Suhre und lösen ein Gefühl der Dankbarkeit aus, die von innerer Wärme getragen ist. Dankbarkeit für die wundervolle Welt, in der wir leben dürfen. Ein Dank an den Schöpfer und an alle, die sich für den Erhalt dieser Welt einsetzen. Unvermittelt erscheint am Horizont die weisse Wasserdampfsäule des Kernkraftwerks Gösgen. Wie ein mahnender Zeigfinger steht sie am Horizont - mahnend, dass wir an den letzten herkömmlichen Energiereserven unserer Erde zehren.

Eine weitere Frage beschäftigt mich immer häufiger: Wie kann man unsere christliche Tradition den Menschen von heute so nahe bringen, dass sie zur gelebten Selbstverständlichkeit wird? Wie

kann möglichst vielen Menschen eine umfassende geistige Heimat geboten werden?

Erlebbare Heimat im ausgedehnten, zeitlosen Sinn gestern, heute und morgen: Ein paar meiner Gedanken, Ideen und Erinnerungen dazu gibt dieses Buch wieder. Einer davon ist das Wasser als vertrauter Auslöser des Heimatempfindens. Wasser als Lebensträger, Gold der Zukunft. Hat das Wasser eine Seele? Wir stehen am Anfang der Entschlüsselung der Geheimnisse und Kräfte, die von ihm ausgehen. Im Kapitel „Machtvolle Helfer in der Natur“ weckt Urs Huber in uns schlummernde Erinnerungen an heute zum Teil noch verborgene Zusammenhänge.



Heimat finden - Heimat erleben - Heimat leben

Wo es mir gut geht, da ist mein Heimatland! Eine auf den ersten Blick alltägliche Aussage, die in unzähligen Varianten verschiedensten Autoren zugeschrieben wird. Wenn dem so wäre, gäbe es Menschen, die zahlreiche Heimatländer haben, und solche ohne ein einziges. Nun sind da Menschen, die sich überall wohl fühlen, und solche, denen passt es nirgends. Ich zähle mich zu den ersten, ohne deswegen überall ein Heimatgefühl zu erleben.

Also muss es doch mehr sein als das Wohlgefühl, das uns echte Heimat erleben lässt. Ist Heimat etwa dort, wo man seine Wurzeln hat, wo man herkommt? Wurzeln in welchem Bezug? In Bezug auf die Landschaft, die Menschen oder die seelisch-geistige Sphäre?

Oder ist Heimat ganz einfach dort, wo man sich akzeptiert fühlt so wie man ist? Wo man Teil eines grossen Ganzen ist, sich beim Wandern als Teil der Natur, der Landschaft, ihrer Geschichte und Zukunft erlebt. Wo auch das Schicksal fremder Menschen uns berührt und zum Handeln drängt. Wo uns der Zugang zu all dem, was über uns ist, leichter fällt als anderswo.

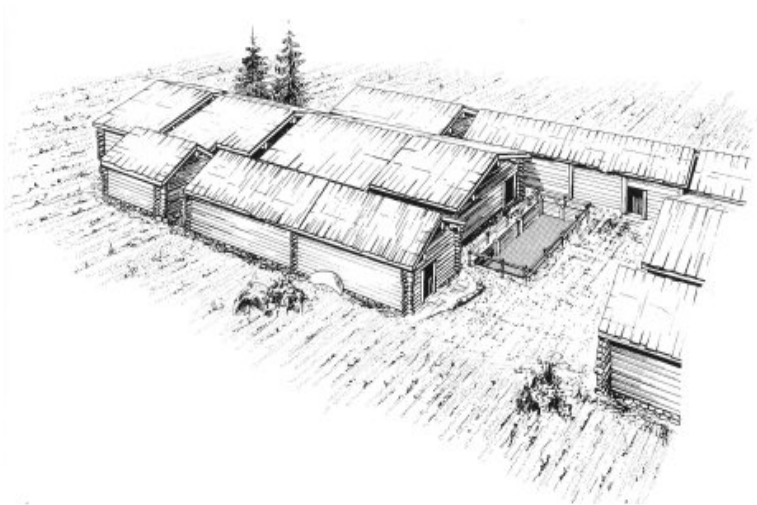
Das würde bedeuten, dass man Heimat umso intensiver erfahren kann, je mehr man diese umfassende Gemeinschaft lebt. Indem man Wandern nicht einfach als Konditionstraining betreibt, sondern - vom inneren Drang erfüllt - möglichst umfassend wissen will, wie es zu dieser Landschaft kam. Welches die Rolle von uns Menschen in dieser Umgebung war, ist und sein wird. Damit man im Alltag verstehen kann, weshalb die Menschen hier so sind, so fühlen, denken und handeln. Und wir dankbar und freudig annehmen, wenn gerade an diesem oder jenem Ort besonders spürbar ist, dass in und über allem ein führender, ordnender Geist wirkt – Gott. Ohne ihn gibt es keine echte Heimat.

Der Titel umfasst den Begriff „Heimat“ in all seinen Dimensionen: die Weite der belebten Landschaft, Berge und Gewässer, die Weite ins All, in die Unermesslichkeit. Und was bedeutet die Dimension Zeit? Was hat Zeit mit Heimat zu tun? Das Dialektwort „Langi Zyt“ verknüpft seit je Raum und Zeit. Alles Geschaffene ist im Laufe der Zeit entstanden, wächst und vergeht. Sei es im Jahreslauf oder über Jahrmillionen. Die Zeit schafft auch die Verbindung zur Heimat von morgen.

Die ersten Reitnauer



So mag einer der ersten Reitnauer ausgesehen haben, wie er sich von seiner Frau verabschiedet, um im Wald auf der Birch zu jagen. Es waren keineswegs Ungeheuer in Bärenfellen, sondern kultivierte Menschen. Man beherrschte das Spinnen von Schafwolle und Flachs und das Weben. Wohlverstanden, das ist rund 1400 Jahre v.Chr. und somit in der Mittleren Bronzezeit! Dass unser Land in dieser Zeit von Menschen bewohnt war, ist erwiesen. Wie der Name Bronzezeit ausdrückt, war sie von diesem Metall geprägt. Dessen Verwendung als Werkstoff kam erst später. Vorab diente es zur Statusdifferenzierung. Im Laufe der Zeit fand es Anwendung in der Arbeitswelt, ersetzte zuerst die Sichel aus Silex, dann Lanzen spitzen und Schwerter. Die Mittlere Bronzezeit, etwa 1600–1300 v.Chr., war geprägt von einer Abkühlung des Klimas. Bis dahin war das Voralpengebiet ein wichtiges Siedlungsgebiet, weil dort die zur Bronzeherstellung notwendigen Erze gewonnen wurden. Die Abkühlung wird die Menschen dazu gebracht haben, sich ins wärmere Mittelland zurückzuziehen, um den Lebensunterhalt mit Ackerbau und Viehzucht zu sichern.



Man schätzt die Anzahl „Dörfer“ in unserem Mittelland auf rund 300, nur wenige wurden bisher lokalisiert. Diese Dörfer waren klein, 6 bis maximal 35 „Häuser“. Pro Haus lebten 4–5 Menschen. Diese feingliedrige Struktur war nur möglich, weil die Gemeinschaft oder Partnerschaft mit benachbarten Siedlungen gepflegt wurde. So sind einzelne Dörfer dieser Grösse bezüglich der Fortpflanzung nicht eigenständig. Soll die Gemeinschaft weiter bestehen, müssen zwischen 10 bis 15 Dorfgemeinschaften klare Heiratsregeln bestehen. Eine grosse Errungenschaft ist ein Brunnen, in dem das Dachwasser aufgefangen wird. Im Innern brennt ein offenes Feuer, trotzdem ist es im Winter empfindlich kalt. Waffen und Werkzeuge sind das kostbarste Eigentum. Eine mögliche Erklärung dafür, dass diese abseits des Dorfes an sicherem Ort vergraben wurden. So zieht unser Reitnauer nur mit einem Speer zur Selbstverteidigung ausgestattet hinauf zur nahegelegenen Birch, einer der höchsten Erhebungen in der Gegend, die seit je auch als Refugium dient. Dort ist, vor Fremden geschützt, sein Gerätelager im Boden vergraben.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts stiess ein Bauer beim Auswurzeln eines Baumes auf der Birch auf ein Lager mit Bronzeobjekten bestehend aus 3 Äxten, 5 Sicheln, 2 Lanzen und 2 Kleinwerkzeugen. Solche Depots werden durch die Archäologen in

drei Gruppen unterteilt: Rituelle Depots enthalten normalerweise Objekte derselben Art; wandernde Giesser kauften Fragmente von Bronzeobjekten und vergruben sie zur späteren Verwendung; Wander-Händler legten Depots ungebrauchter Bronzeobjekte an, um sich nicht unnötig zu belasten.



Der Reitnauer Fund passt in keine der drei Kategorien, weil er, mit Ausnahme der zwei Lanzen, aus Werkzeugen des täglichen Gebrauchs besteht. Diese sind nicht neu, aber durchaus geeignet, noch lange Arbeit zu leisten. Somit liegt die Vermutung nahe, dass es sich um das Versteck eines oder mehrerer Landarbeiter handelt. Die Äxte dienten zum Fällen der Bäume, die Sicheln für die Ernte und die Speere zum Erlegen von Wild. Unbekannte Umstände haben verhindert, dass auf das Lager Zugriff genommen wurde. Ein glücklicher Zufall hat es einem Bauern unserer Tage erlaubt, diese Zeugen der Vergangenheit zu finden.

Die drei Äxte machen eine ziemlich genaue zeitliche Zuordnung möglich: Irgendwann zwischen 1600 und 1300 v.Chr. haben Menschen auf unserem Gemeindegebiet gearbeitet. Weshalb sollten sie nicht auch hier gewohnt haben? Die Seitenmoräne bietet ideale Orte für ein bronzezeitliches Dorf. Fast gleichzeitig - ein faszinierender Gedanke - erfolgte in fernen Landen der Auszug Israels aus Ägypten (1300 v. Chr.).

Grenzen – Rahmen oder Hindernis

Heimat ohne Grenzen? Man muss doch wissen, wo sie beginnt und wo sie endet. Solange man Heimat rein geographisch betrachtet, kann man sich unter Grenzen etwas ganz Konkretes vorstellen: Grundstücksgrenzen, Gemeindegrenzen, Kantons- und Landesgrenzen. Wir alle sind schon auf einer Wanderung unvermittelt auf einen alten, von Moos überwachsenen und zum Teil verwitterten Grenzstein gestossen und haben die kaum lesbaren Gravuren zu entziffern versucht, haben uns gefragt, was der Stein da wohl zu suchen habe. Wer hat diese Grenze wann und warum gerade hier festgelegt? War es das Ergebnis eines Krieges oder eines Handels? Die Gemeinde Reitnau bietet dazu einiges an Anschauungsunterricht.

Bis Ende des 19. Jahrhunderts bestand die eigentümliche Situation, dass 483 Jucharten (174 Hektaren oder 1,74 km²) des Gemeindebannes (Gemeindegebiet) von Reitnau auf luzernischem Kantonsgebiet lagen. Die Kantonsgrenze folgte ab Mosersäge vorerst etwa 250 Meter der Uerke, verlief dann bei der Bachkrümmung, unter Missachtung aller geographischen Gegebenheiten, schnurgerade weiter zum Punkt 436 an der Ortsverbindungsstrasse Reitnau-Winikon und von dort direkt ans Suhrenknie. Dabei näherte sich die Kantonsgrenze von Südwesten her auf etwas mehr als 300 Meter der Reitnauer Kirche. Bereits 1830 mussten dadurch verursachte Auseinandersetzungen zwischen den Gemeinden Winikon, Reiden und Reitnau durch einen Staatsvertrag zwischen den Kantonen Luzern und Aargau geregelt werden. 1870 verbot der Bundesrat dem Kanton Luzern, von denjenigen Territorien der Gemeinde Reitnau, die im Kanton Luzern lagen, Steuern zu Gemeindezwecken zu erheben.

Im August 1887 hatte der Gemeinderat von Reitnau erstmals nachweislich bei der Kantonsregierung um die grundsätzliche Bereinigung der Situation nachgesucht. Ging es in den vorhergehenden Querelen vor allem um die Fragen der steuerlichen Behandlung dieser Territorien, so wurde nun vorgeschlagen, die Kantonsgrenzen auf die Gemeindegrenze zu verlegen. Nach einigem hin und her wurde diesem Vorschlage durch einen Grenzvertrag zwischen den beiden Kantonen, gültig ab 1. Januar 1902, entsprochen. Der Kanton Luzern wurde für den steuerlichen

Minderwert mit einer einmaligen Zahlung von 10'000 Franken entschädigt. Die Kollaudation (Begehung und Überprüfung) der neuen Kantonsgrenze erfolgte am 19. Juni 1902. Sie ist durch 16 Grenzsteine markiert. Soweit die Grenze der Uerke folgt (Steine 1 bis 7), handelt es sich um sogenannte Hintermarchen.

Ein langwieriger Prozess ging sozusagen schmerzlos über die Bühne. Sehr beachtenswert und typisch für das einmalige schweizerische Staatsverständnis ist, dass hier die Gemeindehoheit über den Kanton gesiegt hat. Wo anders in der Welt ist das möglich? Die Schweiz baut eben von unten nach oben auf den Gemeinden auf. Sie sind letztlich staatstragend.

Nun gibt es aber ganz andere Grenzen, als die von Menschenhand gezogenen Linien und gepflanzten Steine. Ich bin nachdenklich geworden zum Themenkreis Grenzen verschieben oder aufheben. Und das kam so: Zu meiner Verwaltungsratszeit in Belgien hatte ich einige Male das Glück, von Jean Rey in seinem Wagen von Liège (Lüttich) nach Brüssel mitgenommen zu werden. Er wusste stets Spannendes zu erzählen, sei es aus der Zeit als Minister oder in der EWG. Eines seiner Lieblingsthemen waren Rückblenden in geschichtliche Zusammenhänge.

Ob wir wüssten, weshalb die alten Landkarten, die die Waldgrenze zur Römerzeit festhielten, lange Jahre bestgehütetes Geheimnis des belgischen Staates blieben? Weil sie noch heute auf wenige hundert Meter genau der Sprachengrenze entsprechen. Die Römer seien bis zum Wald vorgestossen (Asterix, der Gallier...). Ein klarer Beweis dafür, dass es Dinge gibt, die wir über tausende Jahre nicht ändern können. Und er doppelte mit Beispielen aus dem Reich der Karolinger nach (westgermanische Franken 8. Jh. bis 10./12. Jh. Berühmtester Vertreter war Karl der Grosse). Wie passten solche Gedanken zu einem der Gründer der EWG? Er wusste, was man ändern kann und was nicht.

Ein kleines Dorf an der Seitenmoräne im Oberen Suhrental ist eigentlich als Fusionskandidat wie geschaffen. Man spricht im Kanton viel darüber, hat darüber grundsätzlich abgestimmt. Diesmal noch mit einem klaren Nein zur Diktatur der Fusion durch den Kanton. Machen Fusionen überhaupt Sinn und, wenn ja, welchen? Was können wir überhaupt ändern? Gemeindegrenzen aufheben, von denen sowieso niemand genau weiss, wo sie durchlaufen, ist nicht das Problem. Und die oft angeführte administrative Rationali-



sierung müsste eigentlich im Informatikzeitalter elegant zu lösen sein. Ein echtes Erschwernis hingegen ist der zunehmende Mangel an Menschen, die sich für Aufgaben in den Gemeinden engagieren. Findet man dagegen kein Mittel, ist eine Fusion nichts anderes als Resignation. Ein Stück weit auch Resignation zur Staatsidee der Schweiz?

Eine andere Situation ist, wenn es um die Bildung oder Wiederherstellung in sich harmonisierender Regionen geht. Ich sehe beispielsweise das Su(h)rental von der Moräne bei Staffelbach bis zu den Hügeln südlich des Sempachersees als eine geschlossene geographische Region mit natürlichen Grenzen. Neben der einmaligen Harmonie der Landschaft, findet man auch heute noch viel Gemeinsames in der Mentalität der Menschen. Und doch ist das Gebiet durch eine Kantonsgränze, die zwischen Winikon und Reitnau ja gar nicht so alt ist, unnötig zerschnitten. Würde ein Überdenken der Kantonsgrenzen nicht oft viel mehr bringen, als kleinkarierte Fusionskonzepte auf Gemeindeebene? Wäre nicht der natürliche Lebensraum, die Art der Menschen - das heisst alles, was Heimat ausmacht - bei Fusionen weit stärker zu gewichten, als Rationalisierungsüberlegungen?

Im oberen Suhrental wäre eine Orientierung nach Triengen oder gar Sursee sinnvoll. Nichts gegen die grossen Zentren, wo sich Fusionen oft aufdrängen, weil ehemals getrennte Gemeinden ineinander wachsen. Der derzeitige Trend hin zu grossen Agglomerationen wird sich jedoch früher oder später erneut ändern.

Immer wieder schöpft ein Land Kraft aus der ländlichen, überschaubaren Struktur, weil hier Menschen heranreifen, die eine ganz besondere Beziehung zur Heimat haben. In ihren Herzen bringen sie die Nähe zur Natur - zum Leben - in die Stadt.

Ein besonderer Juraberg

Vom oberen Suhrental lenkt man den Blick gegen Süden, dort liegen auch die bevorzugten Wanderziele. Den Jura nimmt man am nördlichen Horizont zwar wahr, aber damit hat sich's. Dabei bietet der Jura herrliche Wandermöglichkeiten, und älter als die Alpen ist er auch. Ich greife den Belchen heraus, für mich der Inbegriff des Juras unserer Region.

Von den zahlreichen Ausgangspunkten wähle ich Hägendorf. Mitten im Dorf beim COOP gibt es genügend Parkplätze. Unweit davon befindet sich der Eingang zur Tüfelsschlucht, einer Attraktion für sich. Ein angenehmer Fussweg führt in vielen Windungen über Brücken und Stege, vorbei an weitausladenden Höhlen und Klüften, bis hinauf auf den Allerheiligenberg. Jede Wendung bringt neue Bilder, neue Eindrücke und Überraschungen. Der Choldersbach führt sein Wasser über tosende Wasserfälle, glattgeschliffene Felsplatten und unwegsame Felsen hinunter ins Dorf und mündet schliesslich an der Dorfgrenze zu Kappel in die Dünneren.

Vom Kurhaus Allerheiligenberg führt der Weg über die Gwidemhöhe. Am Schluss gelangt man über ein Stück der im ersten Weltkrieg so wichtigen Militärstrasse an den Fuss der Flue und ist in wenigen Minuten auf dem Gipfel. Fasziniert studiert man die Hinweise: Vor 215 Mio. Jahren hatte man vom Belchen aus freie Sicht aufs Mittelmeer, denn die Alpen gab es noch nicht. Und der Belchen war kein Berggipfel, sondern Teil einer weiträumigen Lagunenlandschaft an den Ufern des Ur-Mittelmeers Tethys. Auf dem Land wuchsen riesige Schachtelhalme, erste Dinosaurier suchten darunter nach Nahrung. Der Kanton Solothurn lag damals praktisch am Äquator. In dieser Zeit entstand das Gips-Gestein, das beim Bau des Belchen-Autobahntunnels einige Probleme verursachte. Von der Belchenfluh kann man bei schönem Wetter den Alpenbogen erkennen, der vor 30 bis 100 Millionen Jahren durch den Zusammenstoss von Europa und Afrika entstanden ist.

Geschichtsträchtig ist der Belchen nicht nur wegen seiner strategischen Bedeutung für den Eisenbahnknotenpunkt Olten im 1. Weltkrieg. Bereits bei den Kelten hatte er Gewicht. An der Peripherie der Regio TriRhena erheben sich drei Berge, die alle den gleichen Namen tragen – Belchen: Einer liegt im Westen in den Vogesen (Ballon d'Alsace), einer im Osten im Schwarzwald und einer



im Süden im Jura. Zum Frühlings- und Herbstanfang geht die Sonne, vom westlichen Belchen aus gesehen, direkt über dem östlichen Belchen auf. Umgekehrt geht die Sonne, vom östlichen Belchen aus gesehen, genau hinter dem westlichen unter. Im Winter, am Tag der Sonnenwende, spielt sich das Gleiche zwischen dem westlichen und dem südlichen Belchen ab.

Dass dies nicht einfach Zufall ist, zeigt die Bedeutung des Wortes Belchen sowie die geometrische Anordnung der Berge. Die vom indoeuropäischen "bhel" hergeleitete Wurzel mit der Bedeutung glänzend, schimmernd, hell liegt auch dem Namen des keltischen Sonnengottes Belenus zu Grunde. In der mathematisch-harmonischen Anordnung des Belchendreiecks (Nord-Südachse, beinahe rechtwinklig) und dessen geometrischen Beziehungen zu weiteren gleichnamigen Bergen in den Vogesen kommt die topographische Verankerung einer Ordnung in Raum und Zeit zum Ausdruck. Kein Wunder, dass man den Belchen als Ort der Kraft empfindet. Und beim Blick aus dem Osten erkennen insbesondere betagte Menschen mit etwas Fantasie in der besonderen Silhouette der Belchenkette einen liegenden Mann. Die Zuordnung der einzelnen Spitzen und Kämme zu einem Körperteil ist je nach Beobachtungsort unterschiedlich – es sei „de Näpi“ (Napoleon).

Auch unsere Aargauer Juraberge sind einen Besuch wert (gutes Schuhwerk empfohlen). Die Wasserfluh erreicht man leicht vom Parkplatz auf halber Höhe der Salhöhenstrasse (Abzweigung Hard). Zur Gislifluf führt ein Wanderweg ab Parkplatz oberhalb der Staffeleggpashöhe an der Strasse ins Schenkenbergertal. Wer mit eigenen Füßen erleben will, wie langgezogen unsere Juraberge sind, nimmt ab Gislifluf den Rückweg über den Homberg. Und eine besonders lohnende Tour ist Staffelegg – Gislifluf – Ruine Schenkenberg - Staffelegg.

Auf diesen herrlichen Ausflügen wird man immer wieder mit neuen Weitblicken überrascht, und für einmal hat man den Kanton zu Füßen.

Fragen zum christlichen Glauben

Weshalb sind unsere christlichen Kirchen so anfällig auf die Einflussnahme durch andere Religionen? Warum sind sie überhaupt in der Verteidigung? Wieso fehlt es in weiten Kreisen an einem gesunden kirchlichen Selbstbewusstsein? Nur wenige Mitglieder zweifeln ja im Innersten daran, dass das Christentum die richtige Religion ist. Die Tiefe, in der man die Religion lebt, ist allerdings sehr unterschiedlich. Eine grosse Mehrheit nutzt die Kirche oft nur als Dienstleistungsorganisation für spezielle Anlässe wie Taufe, Konfirmation oder Firmung, Heirat, Abdankung. Verschiedene Gruppierungen versuchen ihrerseits, zur Basis des Glaubens vorzustossen und gewichten auf diesem Weg oft gewisse Regeln des Glaubens übermässig oder erfinden sogar neue. Zwischen den beiden Gegenpolen sind viele Menschen, die den Glauben ganz einfach nach bestem Wissen und Gewissen aus dem Herzen heraus überzeugt leben oder es zumindest versuchen.

Sinn und Zweck der Kirche wäre wohl auch heute noch, für alle - unbesehen des persönlichen Engagements - ein religiöses Zuhause, eine Heimat zu bieten. Den Menschen das zu geben, was sie vermissen und was zu den Irrungen unserer Zeit führt. Sie als einzelne Menschen in ihrer Ganzheit anzunehmen. Braucht es vermehrt sichtbare, spürbare Attraktivität dadurch, dass die Kirche ihre Werte den Menschen glaubhaft als moderne Lebensgrundlage vermittelt? Weshalb kehrt ein Grossteil der Jugendlichen der Kirche nach der obligatorischen kirchlichen Grunderziehung den Rücken? Andere Organisationen haben doch Erfolg, zum Beispiel Sportklubs. Die Teilnehmer, der Einzelne und vor allem die Gruppen, wollen sichtbare Erfolgserlebnisse. Apropos Sportklubs: Die sind ausdrücklich für junge Menschen da. Betont die Kirche etwa zu sehr eine Ausrichtung auf das Jenseits, auf ein Ziel, das für Jüngere in zu weiter Ferne liegt, etwas, das sie gar nicht verstehen, das für sie überhaupt nicht lässig ist? Findet man deshalb am Sonntagmorgen vor allem Senioren in der Kirche?

Welches sind denn die gesuchten Erfolgserlebnisse im kirchlichen Sinn? Sind die Erfolge etwa schon da, ohne dass sie dem Glauben zugeordnet werden? Verhindert Selbstbescheidung oder Befangenheit, dass die Erfolge der Kirche als solche breit bekannt werden? An sich ist der Bekanntheitsgrad der christlichen Kirche



ja hoch. Was meinte denn Jesus mit seinem Ausspruch vom Licht unter den Scheffel stellen? Lassen wir unsere Lichter der Freude am gelebten Christentum, der Gottes- und Nächstenliebe zu wenig leuchten?

Oder ist es etwas ganz anderes: Verkommt in dieser materiell dominierten Zeit unsere Gesellschaft je länger desto mehr zu einer Anspruchs-gesellschaft? Eine Entwicklung, die durch die Zunahme von Menschen aus anderen Kulturen in unserem Land noch gefördert wird. Man hat Anspruch auf alle denkbaren finanziellen staatlichen Leistungen. Eigenverantwortung wird in der Masse unnötig, wie der Staat immer mehr in allen möglichen und unmöglichen Fällen einspringt. Ob er es sich leisten kann oder nicht. Damit hat sich unser Blickwinkel nach oben dramatisch verschoben: Weg von der Kirche, hin zum Staat. Weg von Gott, hin zum sozialen Universalfallschirm. In schwierigen Phasen gibt es materiellen Trost. Dass dieser auf die Dauer nicht viel bringt, wenn er nicht gleichzeitig durch eine tragfähige seelische und gesellschaftliche Basis abgesichert wird, übersehen wir bereitwillig. Der überbordende Sozialstaat als Totengraber des christlichen Glaubens?

Beim Schreiben eines solchen Buches kommt man mit vielen Menschen in Kontakt. Man will sich andere Meinungen anhören, in neue Bereiche vorstossen oder einfach Fakten sammeln. Bei meinem Buchthema handelt es sich um Menschen, die sich mit den Grundfragen des Lebens auseinandersetzen. Manche dieser Menschen - auf der Suche nach höheren Wesen oder Mächten, die unser Leben mitbestimmen - sind im Rahmen des sichtbaren Alltags der christlichen Konfessionen an Grenzen gestossen. Beim Weitersuchen fanden sie in östlichen Religionen etwas Neues, bisher Unbekanntes, ein Losgelöstsein vom Gewohnten, ein Verbundensein mit Natur und Schöpfung in der Meditation, eine neue religiöse Heimat. Dabei wäre das, was sie suchen, ebenso in der christlichen Religion zu finden. Bräuchte es eine Abkehr von allzu starren, menschengemachten Regeln hin zum Kern von Jesu Botschaft, wie er sie uns gelehrt und vorgelebt hat und wie sie Mystiker wie Franz von Assisi oder Bruder Klaus und auch Menschen unserer Zeit praktiziert haben und praktizieren? Wäre eine vermehrte Öffnung unserer Konfessionen weg vom lärmigen Äusseren, vom Vergänglichen in die grosse Stille der neuen alten

Weg? Die grosse Stille, wo alle menschlichen Wünsche und Rastlosigkeit aufgehoben sind. Wo nur noch das ist, wonach sich alle im tiefsten Inneren sehnen: unendliche Ruhe und Harmonie, Erkenntnisse und Wissen um ewige Zusammenhänge, Ursache und Wirkung – schwereloses, glückliches Schauen und Einssein mit den höheren Wesen, mit Gott und seiner ganzen Schöpfung.

Zum Weltbestseller Bibel: Wir leben in einer Zeit, die neben negativen Strömungen vieles an Gutem hat. Wir stellen Fragen und trauen uns, auch bisher Unantastbares zu hinterfragen. Wir alle wissen, dass das Neue Testament eine Auswahl von Texten ist, die sich eher zufällig ergab. Wenn man das Neue Testament jedoch als Biographie von Jesus auffasst, weist es grosse Lücken auf. Der ausführlichen Schilderung der Geburt folgen Jahre, die im Dunkeln liegen, bis Jesus im Alter von 30 Jahren seine Lehr- und Heilstätigkeit aufnimmt.

Ich habe immer bedauert, dass nur wenig über die Jugendjahre von Jesus in der Bibel steht. Seine Vorbildwirkung für die Jungen wäre direkter, unmittelbar und die religiöse Erziehung der Kinder bedeutend einfacher. Beim als Geschichtsschreiber des christlichen Altertums geltenden Eusebius von Cäsarea (4. Jh. n.Chr.) wäre sicher einiges zu finden. Unter anderem soll er zwei Briefe eines Briefwechsels zwischen Jesus und dem Fürsten von Edessa aufführen, die er selbst gesehen hat. In der Tat ist es schwer verständlich, dass Jesus nie etwas geschrieben haben soll. Wurde die Textauswahl der Bibel zu einschränkend gehandhabt? Wäre das Christentum heute mit einem jugendlichen Jesus als Vorbild für Gleichaltrige nicht viel attraktiver? Liegen Wahrheiten im Dunkeln der Geschichte, die vielen Jugendlichen und Suchenden einen Weg weisen könnten?

Schweizer sein

Wer ist nicht nach wie vor stolz auf unsere U-17 Fussballmannschaft - erstmals wurde die Schweiz 2009 Weltmeister! Und nicht, wie es zu erwarten gewesen wäre, bei den Senioren. Nein, eine Handvoll Jugendlicher hat es uns allen vorgemacht, wie heute internationale Erfolge auch für kleine Länder möglich sind. Der Sportminister empfing die Mannschaft im Bundeshaus und liess sich in ihrer Mitte im Nationaldress ablichten. War er sich bewusst, welches Bekenntnis er damit ablegte?

Wenn man die erfolgreiche Mannschaft mit Blickwinkel auf die heimatliche Herkunft betrachtet, erweist sie sich als buntes Gemisch von Ursprungsnationalitäten. Eine Minderheit ist von Hause aus Schweizer. Aber gerade diese Mischung brachte wohl den Erfolg. Gegenseitige Akzeptanz, Respekt und Freundschaft ermöglichen gemeinsame Erfolge von Menschen unterschiedlicher Herkunft. Mit seiner spontanen Geste hat der Sportminister auch ein klares Ja zur multikulturellen Schweiz signalisiert. Sehen seine Parteifreunde das auch so? Ich bin stolz auf einen Bundesrat, der so viel Mut zeigt. Ebenso mutig wäre es, sich inmitten von erfolgreichen multikulturellen Ärzteteams oder Uni-Professoren ablichten zu lassen. Auch dort geht es um Spitzenleistungen des Teams.

Als Schweizer beeindruckt mich Konrad Hummler. Mit konstruktiver Kreativität vermittelt er immer wieder Denkanstösse, stellt scheinbar Feststehendes zur Diskussion. Auch sein kulturelles Engagement ist bewundernswert, zum Beispiel in der J.S. Bach-Stiftung St. Gallen (Ziel, alle Vokalwerke von Bach innerhalb von 25 Jahren aufzuführen). Bestechend ist Hummlers Denkmodell der Umkehrung des EU-Beitrittes der Schweiz. Zu prüfen wäre demnach auch der Beitritt von EU-Regionen zur Schweiz¹. Das gäbe Gelegenheit, unsere Besonderheiten und Stärken im Sinne eines fairen, symmetrischen Vergleichs mit einem gesunden Selbstbewusstsein einzubringen. Sind wir denn nicht die einzige vollwertige Demokratie in der EU-Region, getragen von einer Bevölkerung, die damit einen reifen Umgang pflegt? Eine im Verlaufe von Jahrhunderten entwickelte und gefestigte Kultur -

¹ NZZ, Mittwoch, 16. Dezember 2009, Meinung und Debatte

Modell für gelebte Demokratie, für verantwortungsbewusste Freiheit? Ein tiefverwurzeltes Bekenntnis zur Lösung von Konflikten durch Gespräche war Kern der ursprünglichen Eidgenossenschaft. Mit dem Verjagen der Vögte war es nicht getan, die Menschen mussten ohne Obrigkeit ihre Probleme lösen - als Eidgenossen. Ein Beispiel: Bruder Klaus verhinderte durch sein Schlichten das Auseinanderbrechen der jungen Eidgenossenschaft (Stanser Verkommnis [Abkommen] Dezember 1481, Konflikte insbesondere zwischen Stadt- und Landorten). Sein Wirkungsort in Flüeli-Ranft nimmt einen auch heute noch und immer wieder gefangen durch seine einzigartige Ausstrahlung.

Stolz bin ich auf unsere föderalistischen Strukturen. In den europäischen Ländern spricht man von Gewaltentrennung als Selbstverständlichkeit. Geht dabei nicht ein entscheidendes Kriterium für eine gelebte Gewaltentrennung vergessen, die föderalistischen Strukturen? Je mehr sich die Staatshierarchie in die Tiefe und in die Breite aufgliedert, umso mehr bietet sie Gewähr für Gewaltentrennung unter der Voraussetzung, dass auch die Kompetenzen entsprechend aufgeteilt sind. Aus einer echten Mehrstufigkeit ergibt sich eine automatische Kontrollfunktion. Ein Blick auf Frankreich zeigt, dass nach wie vor vieles in Paris entschieden wird. Regionalwahlen haben nur beschränkte Wirkung und verkommen zu Wahlbarometern für die Präsidentenwahl. Das bedeutet für uns, mit Zusammenschlüssen verantwortungsvoll umzugehen, damit nicht Scheingewinne bewährte Werte zerstören.

Stolz bin ich auch darauf, dass sich in unserer Parteienlandschaft stets von neuem etwas bewegt. Als Beispiel die Grünliberale Partei: Da bekennen sich Grüne, aber auch bisher Parteilose und andere, unbelastet von einengenden Ideologien zu machbaren Umweltzielen. Sie haben erkannt, dass nur in einem konstruktiven, wirtschaftlich orientierten Miteinander die hohen, unabdingbaren Umweltziele innert nützlicher Frist zu erreichen sind. Möglich, dass bei einigen Altgrünen der Verbleib in der Urpartei nicht einfach ist. Für einige Freisinnige wohl auch nicht?

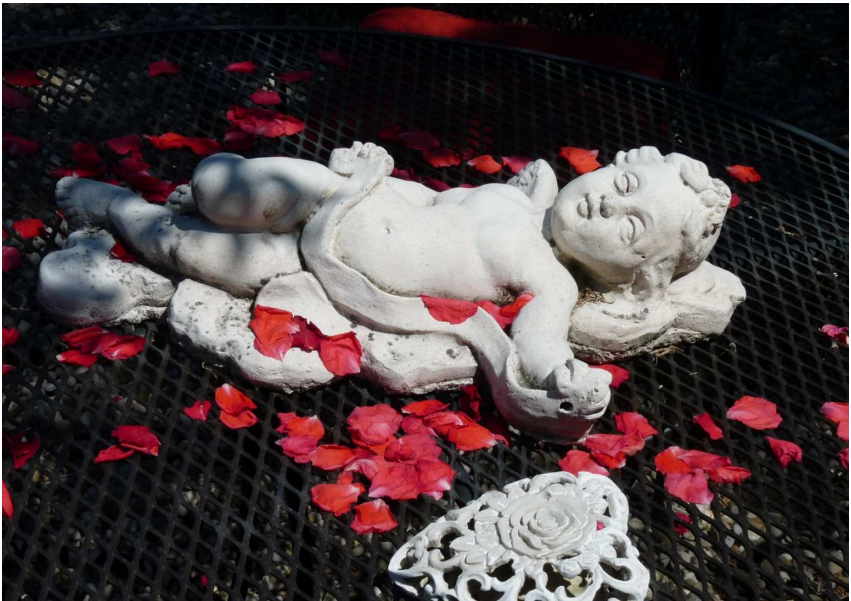
In meiner Stube steht seit einiger Zeit eine Schweizerfahne. Eine Verlegenheitslösung nach dem letztjährigen 1. August, weil ich nicht genau wusste wohin damit. Erstaunlich, was sie bewirkt, wenn sie einem täglich mehrmals ins Auge fällt! Schliesslich gab es eine Zeit, da wir in einigen europäischen Ländern vorteilhafterweise mit

einer klar erkennbaren Schweizer Anstecknadel auftraten (wegen Verwechslung aufgrund unserer Sprache). Wäre doch cool ein Swiss Pin auf der Bekleidung und eine Schweizerfahne im Wohnzimmer?

Nicht zuletzt bin ich stolz darauf, Schweizer zu sein, weil wir in unserem Land ein einmaliges Freiheitsempfinden haben: Freiheit mit Eigenverantwortung als unveräußerliches Grundrecht des Einzelnen und nicht staatlich gewährte.

Werfen wir zum Beispiel einen Blick über unsere nördliche Landesgrenze. Versteht man dort Freiheit nicht eher als klar definierten, von einem fürsorglichen Staat gewährten Spielraum und die Wahl zwischen mindestens zwei zugkräftigen Galionsfiguren? Dass Freiheit mehr bedeutet und Verantwortung zur Mitgestaltung für jeden Bürger beinhaltet, versucht die deutsche FDP ins Bewusstsein zu bringen. Wie sich zeigt, mit rückläufigem Erfolg. Das unwillkürliche Mitempfinden dieses Sachverhaltes verursacht wohl auch wesentlich das Missbehagen bei unseren Bürgern gegen alles, was nach einer Annäherung an die EU tönt.

Gelingt es uns, unsere besondere Art von Freiheit am Leben zu erhalten, braucht es einem nicht bange zu werden wegen der Zuwanderung. Unerlässlich ist, die Zuwanderer an diese Geisteshaltung heranzuführen. Da kommt mir wieder Konrad Hummler in den Sinn: EU-Regionen könnten doch der Schweiz beitreten...



Heimat am Arbeitsplatz

Ich war in einer Zeit berufstätig, da mich - unabhängig von der hierarchischen Stellung - weit mehr als finanzielle Interessen mit der Firma verbanden. Man hatte eine tiefgründige Bindung ans Unternehmen und identifizierte sich in weiten Bereichen mit seiner Firma. Das Wort Firmentreue hatte keinen üblen Beigeschmack. Wenn schlecht über die Firma gesprochen wurde, tat es einem weh. Und man war stolz, wenn sie Erfolg hatte.

Man hatte oder nahm sich Zeit und schuf Möglichkeiten, firmeninterne Kontakte zu pflegen. Träger waren unter anderen die verschiedenen firmeneigenen Klubs, vom Schachklub über den Sportklub bis zum Trachtenhörli. Und was eine wirkliche Firma einer gewissen Grösse war, hatte auch eine eigene Firmenmusik, eine echte Blasmusik, Typ Oberkrainer Made in Switzerland! Schliesslich spielte der noch nicht freie Samstagmorgen als Putz- und Aufräumtag eine grosse Rolle. Ein Tag, an dem man „auf den Kilometer“ ging und niemand diese „Konferenzen“ zu allen möglichen Themen übel nahm. Selbst im normalen Wochenlauf strengste Chefs gesellten sich am Samstag zu solchen Runden.

Wie kam es zum Wechsel in den heutigen weitgehend geldorientierten Zustand? Dazu einige Gedanken aus meiner Tätigkeit als Senior-Unternehmensberater.

Ein wichtiger Punkt ist zweifellos die Sicherheit des Arbeitsplatzes. Im wirtschaftlichen Geschehen ist Stellenabbau zu einem billigen Reizwort geworden, der Verlust des Arbeitsplatzes noch viel mehr. Können Arbeitsplätze überhaupt verloren gehen? Wenn die ausgeübte Tätigkeit gesamtwirtschaftlich sinnvoll ist, sicher nicht. Dann wird die Aktivität einfach an einem anderen Ort durch ein anderes Unternehmen weitergeführt. Dass diese Fortführung irgendwo im Ausland viel günstiger sei, hat sich in der Zwischenzeit in den meisten Fällen als Märchen erwiesen. Voraussetzung für erfolgreiches Wirtschaften in der Schweiz ist die Bereitstellung des bei uns genügend vorhandenen „Rohstoffes“ Geld als Basis für Forschung und Investitionen.

Ausnahmen sind Stellenabbaus infolge des technischen Fortschrittes, sei es durch einfacher herzustellende Produkte oder rationellere Produktionsverfahren. Das hat nichts mit Wirtschafts-

krise zu tun. Es sind Folgen des Fortschritts, und Fortschritt schafft unter dem Strich neue Arbeitsplätze.

Ich habe zunehmend den Eindruck, dass wir in unserm Land - ohne es zu merken - den Arbeitsplatz samt Arbeitseinstellung nahtlos in die Anspruchsgesellschaft integriert haben. Man soll froh sein, wenn wir zur Arbeit kommen, und die jährliche Lohn-erhöhung ist eine Selbstverständlichkeit. Ebenso die Arbeitslosen-entschädigung und andere Leistungen – die zahlt ja der Staat. In diesem Zusammenhang kommen mir immer wieder meine Süd-amerika-Erfahrungen in den Sinn.

Bei einer Verwaltungsratssitzung bei Balteau-Mexiko (Mutter-firma in Belgien) besuchten wir das Werk mitten in Mexico-City. Mir stockte beinahe der Atem: Da arbeiteten reihenweise Mexikanerinnen und Mexikaner mit hoher Intensität ohne je aufzublicken. Dabei sahen sie sehr zufrieden aus und summten zum Teil vor sich hin. Es war keine organisierte Show, denn ich machte viermal unerwartet Kurzbesuche in der Werkstatt. In der Folge schlug ich vor, den belgischen Betriebsrat für eine Besichtigung nach Mexiko zu fliegen, was aus irgendwelchen Gründen nicht geschah! Seit damals weiss ich eines mit Sicherheit: Die Bedrohung unserer Arbeitsplätze kann nicht durch politisch basierte Mauerwerke um die Schweiz gebremst werden. Der Fleiss der Menschen in manchen der sogenannten Entwicklungsländer ist stärker als alle Abwehrmassnahmen. Nur wenn wir selber aus echter Leistungsbereitschaft effizienter werden und bleiben, haben wir eine Chance. Machen einen die vielen fleissigen Menschen in Brasilien, China, Indien usw. nicht nachdenklich und rütteln uns auf?

Bei meinem ersten Besuch in Brasilien hatte ich ausführlich Gelegenheit, mir die Sorgen unserer Leute vor Ort anzuhören. Sie hatten grosse Probleme mit den Überkleidern, die sie der Belegschaft aus Sicherheitsgründen abgaben. In der Tat sah man wenige Leute in der Fabrik, die sie auch trugen. Man behielt sie zu Hause und trug sie am Sonntag als eine Art Paradeuniform, als Beweis dafür, dass man bei Sprecher e Schuh do Brasil einen Job hatte! Ich liess mir das bei einem Sonntagsbesuch im Stadtteil Santo Amaro zeigen. Diese Begebenheit passte nicht zu den in der Schweiz gehörten Theorien von der Ausbeutung der Menschen in Entwicklungsländern. Eine andere Besonderheit der Firma blieb mir

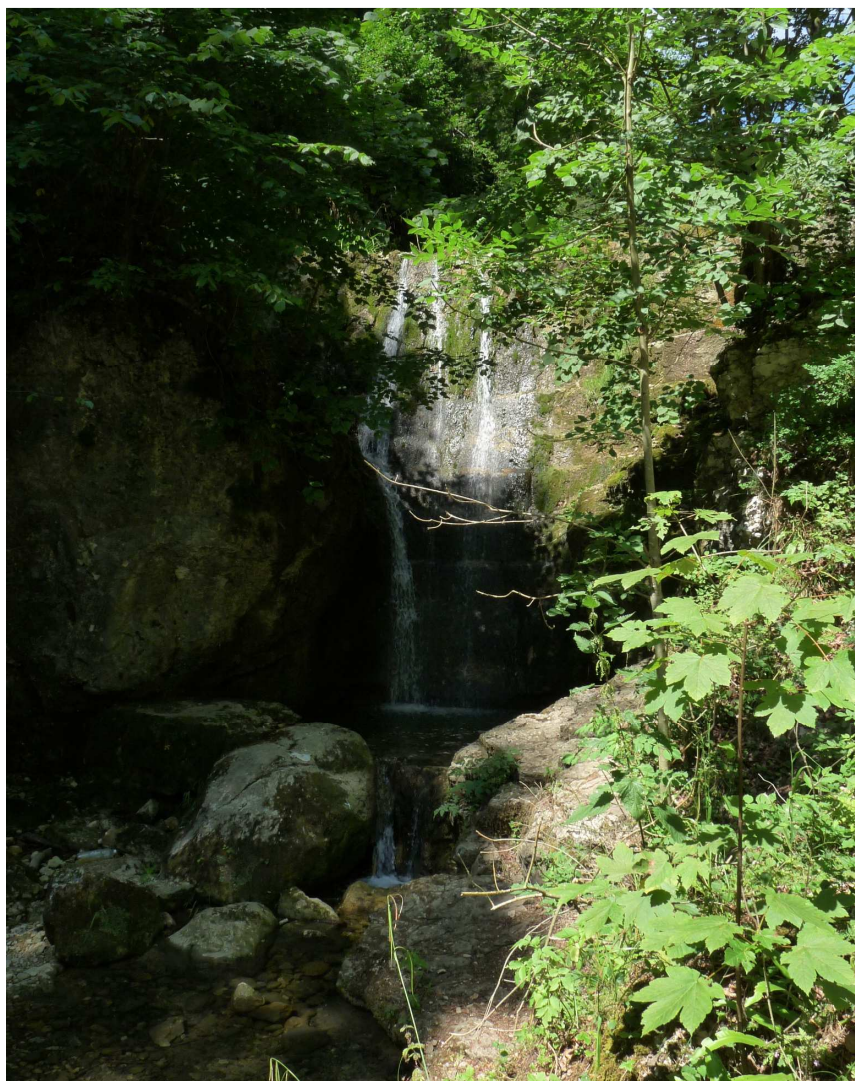
in Erinnerung: Zur Verabschiedung eines Besuchers aus der Schweiz begab sich ein Grossteil der Belegschaft zum Flughafen.

Sich in der Firma zu Hause fühlen – hat das nicht auch mit Heimat zu tun? Wie können wir den Mitarbeitenden ein Stück Arbeitsheimat geben? Wollen sie nicht einfach gute Arbeit zu fairen Bedingungen erbringen für einen Chef und für eine Firma, zu denen sie eine Beziehung haben? Entstehen können für eine gemeinsame Idee und nicht blind schuften für einen unnahbaren Boss? Brauchen sie nicht hie und da ein anerkennendes Wort und vor allem Freude an ihrer Arbeit?

Vielleicht stagnieren wir immer noch zu häufig in hierarchischen Unternehmensstrukturen, die längst nicht mehr in früherem Ausmasse notwendig wären. Ursprünglich war doch einmal die Führungsspanne durch die Rufweite im Schlachtenlärm gegeben.

Wären sich im Tagesgeschäft weitgehend selbst führende Unternehmen eine Lösung? Nur noch das anordnen, was Mitarbeiter nicht selbst sinnvoll untereinander regeln oder tun können. Mitarbeiter sehen ja oft rascher und besser, was gut wäre für's Unternehmen. Nach einer gewissen Anlaufzeit würde die kollegiale Frage „Wie kann ich dir helfen?“ die bisher übliche Anordnung von oben weitgehend ersetzen. Und die Mitarbeitenden würden sich zutrauen, auch im Kleinen eigene Gedanken für alle nutzbringend umzusetzen. Das sei zu hoch gegriffen, nostalgisch? Zusammen mit meinem Freund Kurt Huber hatte ich es als Berater in einer sehr komplex strukturierten KMU eingeführt. Dort wurde es von der beunruhigten obersten Geschäftsleitung abgebrochen. Die überzeugt und engagiert Mitarbeitenden erbrachten zu gute Geschäftsergebnisse...

Bild: In der Tüfelsschlucht bei Hägendorf



Zuwanderer in der Schweiz

Immer wieder betonen wir unsere über Jahrhunderte gewachsene schweizerische Eigenart. Und verlangen im gleichen Atemzug von Ausländern in der Schweiz eine möglichst sofortige Assimilation, eine Verschmelzung mit dem typisch Schweizerischen, das wir – oft unbewusst – in uns tragen. Ein erreichbares Ziel wäre die Integration, die Eingliederung der ausländischen Menschen unter Wahrung der mitgebrachten Eigenart ihrer Herkunftsländer. So habe ich es im Ausland an mir selbst erlebt:

Nach einem halben Jahr als Geschäftsführer der deutschen Beteiligungsgesellschaft von Sprecher und Schuh hatte ich einen massiven Personalabbau mit viel äusserer Haltung und ebenso viel innerer Betroffenheit und Sorge durchgeführt. Das Unternehmen war an drei Standorten tätig: Büros in Stuttgart Bad Cannstadt, Teilefertigung in der Nähe von Sindelfingen, quasi im Schatten der übermächtigen Firma Daimler, und Montage im Hauptwerk Sielmingen nahe am Stuttgarter Flugplatz. Also keineswegs ideale Voraussetzungen für eine rationelle Unternehmenstätigkeit.

Wie weiter? Irgendwie spürte ich, dass ich den Kontakt zu den Mitarbeitern nicht im gewünschten Ausmasse gefunden hatte. Dies war aber zur Stabilisierung des arg durcheinander gerüttelten Unternehmens (und meines Innenlebens) unerlässlich. Zwar funktionierte die Zusammenarbeit mit den Betriebsräten nach einigen Kraftakten recht gut und die Gewerkschaft war vorerst unter Kontrolle. Sie hatte notgedrungen Gehör für meine Botschaft, dass ich für die Weiterführung der Firma nur dann Geld aus der Schweiz erhalte, wenn nicht ihr ständiges, sinnloses Störfeuer ein zielgerichtetes Arbeiten verunmögliche. Doch gute Kontakte zur Gewerkschaft allein erzeugt keine Leistung. Auf Wunsch des Betriebsleiters machte ich ohne gutes Gefühl einen Antrittsbesuch beim Bürgermeister von Sielmingen. Der bestand aus einem sehr einseitigen magistralen Donnerwetter: Wir brächten der Gemeinde nur Probleme. Vom Schweizer Partner halte er überhaupt nichts. An Gewerbesteuer wage er nicht einmal zu denken, und von der Firmenleitung wohne niemand in der Nähe.

Ich besprach mich mit meinen engsten Mitarbeitern. Das Ergebnis war eine Einladung an den Bürgermeister und einen Begleiter aus dem Gemeinderat zu einem Besuch in der Schweiz:

Ein Tag Besichtigung des Stammhauses, ein Tag Besuch der Gemeindeverwaltung und der Schule Oberentfelden. Bei einem Nachtessen ausführlicher Erfahrungsaustausch zwischen Bürgermeister Gottfried Fischer, Gemeindeammann Georg Knoblauch und dem Schulpflegspräsidenten von Oberentfelden. Meine Oberentfelder legten sich mächtig ins Zeug. Für den Bürgermeister und mich war das der Beginn einer grossen Freundschaft. Zwar wurde die Firma durch den Besuch nicht besser, aber wir lösten nachher viele Probleme gemeinsam unter gegenseitiger Respektierung. Der deutsche Staat bot den Mitarbeitern einiges, wenn man wusste, wie herankommen. Der Sozialstaat hat viele Sonnenseiten... Eine Bedingung musste ich allerdings eingehen. Ab sofort wohnte ich nicht mehr im Hotel in Stuttgart, sondern im gut bürgerlichen Gasthof des Dorfes (mit Etagendouche und -WC). Später mietete ich im Dorf eine Wohnung, selbstverständlich bei einem Gemeinderat. Ich integrierte mich im Dorf, könnte man das nennen.

So kam ich ausserhalb der Arbeitswelt in Kontakt zu den Menschen, lernte das Volk der Schwaben kennen. Dass sie bei allen Eigenheiten uns recht nahe stehen. Doch waren damals die Kriegswunden noch lange nicht verwachsen, weder körperlich noch seelisch. Als dann für das regionale Feuerwehrfest eine ausländische Gastfeuerwehr gesucht wurde, stach die Oberentfelder Feuerwehr prompt diejenige der Stadt Basel aus. Während vieler Jahre besuchten sich die Feuerwehren danach gegenseitig. Ich war überrascht, welchen Gewinn man neben dem menschlichen auch im fachlichen Bereich schöpfte. Echt stolz bin ich auf die Ehrenmitgliedschaft in der Freiwilligen Feuerwehr von Sielmingen-Filderstadt.

Eigentlich gäbe es gar kein Assimilationsproblem: Wer aus einem andern Land und einer andern Kultur kommt, muss die Kultur des neuen Landes kennen lernen, auf sie Rücksicht nehmen und auch ein wenig lieben lernen. Seine eigene Identität muss man deswegen nicht aufgeben. Man integriert sich, ordnet sich ein. Daraus kann über die Jahre oder Jahrzehnte durchaus eine Assimilation werden. Der einseitige gute Wille allein genügt nicht. Auch die Menschen im Gastland müssen bereit sein, Fremde aufzunehmen, ihnen helfen. Haben wir Schweizer da nicht noch etwas Nachholbedarf? Ausländer, die ohne guten Willen und ohne Bereitschaft sich einzuordnen, zu uns kommen, haben hier keinen

Platz. Besteht hier nicht massiver Handlungsbedarf in Gesellschaft und Politik? Echte Zuwanderer, die etwas leisten wollen und bereit sind, unsere Lebensweise zu achten und zu akzeptieren, sind für uns wichtig. Sie schaffen eine gesunde Konkurrenzsituation. Auch unsere humanitäre Aufgabe wollen wir wahrnehmen, wie wir dies immer getan haben, und echten Flüchtlingen Schutz bieten. Dass diese Abklärung oft ein heikles Unterfangen ist, kennen wir aus eigener Erfahrung. Die Flüchtlingswelle aus Ungarn 1956/57 umfasste ja nicht nur bedrohte Widerstandskämpfer, sondern auch Menschen, die einfach die gute Gelegenheit zur Auswanderung in den Westen, in den Raum der freien Marktwirtschaft, nutzten. Das hätten einige von uns wohl gleich gemacht. In einzelnen Ausnahmefällen nutzten die Flüchtlinge dann allerdings, bar unserer Arbeitsethik, ihre Chancen auf für uns eher ungewohnte Weise.

Als Schweizer sind wir gerade in der Frage der Integration und Assimilation ein Sonderfall. Vergessen wir nicht unsere urschweizerische Prägung: den Föderalismus und die direkte Demokratie mit Verantwortung (Rechten und Pflichten) des einzelnen Bürgers, die Neutralität und die gelebte Mehrsprachigkeit. Wir sind geprägt durch unsere schweizerische Vergangenheit und Entwicklung. Die Lebensart des Schlichtens, der Konsensfindung ist ausgeprägter, als wir gemeinhin zugeben. Tragen wir nicht alle ein wenig Niklaus von der Flüe-Mentalität in uns? Deshalb ist der Schritt, den wir von einem Zuwanderer in der Schweiz erwarten, weit grösser, als im europäischen Normalfall. Wenn ich daran denke, wie sehr mich seinerzeit in Deutschland das Klima der Konfrontation in Wirtschaft und Politik erschüttert hat, erschüttern mich heute die zunehmend populistischen Aktivitäten, die Dauerkonfrontation verschiedener politischer Parteien in unserem eigenen Land.

Stellen wir uns positiv zum Sonderfall Schweiz, so bleibt unsere Heimat eine echte Heimat, auch für Zuwanderer. Nicht nur deren Anzahl, die Verhaltensweisen - ihre und unsere - entscheiden. Der Verstand allein bringt keine Lösung. Das Herz (die Vernunft) muss mit dabei sein, das Herz des Volkes.

Wandern im Nebel und Zauberlaterne

Ich liebe das Moos im Nebel, in den verschiedensten Nebeln. Denn Nebel ist nicht gleich Nebel. Stubenhocker sagen, der Nebel verhülle die Landschaft. Dabei hat der Nebel einen Riesenvorteil: Er dämpft den Lärm und vermittelt das Gefühl, allein zu sein. Man ist All-ein und irgendwie näher bei sich selbst. Die Gedanken fließen leichter, unbefangener. Niemand sieht ihnen zu.

Der Nebel bewirkt, wenn man die Augen offen hält, das Gegenteil von Verhüllen. Er zeichnet Details der Landschaft, die man ohne Nebel gar nicht wahrnimmt. So wirkt ein unbelaubter Baum im Vordergrund, der sonst einfach in der Landschaft ertrinkt, plötzlich wie ein filigranes Kunstwerk. Der Nebel hüllt den Hintergrund in ein helles Grau ein und der Baum wird zum kontrastierenden, vorherrschenden Merkmal.

Aus dem gleichen Grund treten die Geländeformen im Vordergrund deutlich, beinahe überzeichnet hervor, weil der ausgleichende Hintergrund des Suhrenlaufs und die Hügel am Horizont im Nebel verblassen. Erstaunt stellt man fest, dass die Ebene des Moooses alles andere als eben ist. Man kann die Augen eine Weile schliessen und sich vorstellen, dass man sich beim Öffnen ohne Vorkenntnisse des Ortes zurechtfinden müsste. An vielen Stellen käme man sich verloren vor.

Sehr selten kann man - und nur wer den Wetterverlauf genau beobachtet - im Moos Bodennebel finden. Er liegt nur etwa einen Meter hoch. Dabei sieht man zwar die eigenen Schuhe kaum, den Bauern jedoch auf hundert Meter klar, allerdings wie ohne Beine auf dem Nebel schwebend. Unwillkürlich denkt man an Jesus, der auf dem Wasser ging. Nachts, bei Mondschein, wird das Moos so zur Geisterwelt. Die Wege sind unsichtbar, man muss sie ertasten und stellt erstaunt fest, dass man ohne die Führung durch die Augen keineswegs geradeaus marschiert. Man wandert in weisser Watte. Der reine, unverfälschte Spuk dauert stets nur kurze Zeit. Ein wenig Wind und die glatte Nebeloberfläche wird aufgewühlt.

Ich empfinde das Moos als Ort, von dem eine spürbare Strahlung ausgeht. Das ganz besonders im geheimnisvollen Nebel.

Die Zauberlaterne

Ein eigenartiges Vexierbild begleitet mich oft schemenhaft auf meinen Wanderungen quer durchs Moos. Dem realen Blick in Richtung Alpen mischen sich zum klar erkennbaren Pilatus Wasserfälle und Abendglühen bei. Und immer wieder eine runde Bildabgrenzung. Die Landschaft ist farbiger, wohl einiges farbiger als in Realität. Und sie besteht weniger aus Linien und Flächen, mehr aus Strichen und Tupfen.

Bruchstückweise kehrt die Quellenerkenntnis dieser Eindrücke wieder zurück. In der Primarschulzeit erhielt ich von meinen Eltern zu Weihnachten eine Zauberlaterne. So nannte man damals „Diaprojektoren“ für Kinder. Dazu gehörten Glasstreifen mit je vier projizierbaren „Dias“: Märchen, Landschaften, Städte, technische Wunderwerke, Wilhelm Tell. Meine Lieblingsserie waren vier Bilder aus den Alpen: Eiger, Mönch und Jungfrau im Abendglühen, Thunersee, Staubbachfälle und Blick ins Becken von Luzern. Mir fehlte die Sicht in die Berge aus meiner Kinderzeit offensichtlich lange Zeit so sehr, dass sich in meinem Inneren ein Traumbildgemisch festsetzte, das sich später mit der wieder erlebten Realität zu eben diesem Vexierbild vermischte. Nur zeigt dieses Bild kein exaktes Abbild der Wirklichkeit, ist keine Fotografie. Es ist eine Komposition mit anderem Licht. Licht, das die Landschaft durchdringt, sie von innen zum Leuchten bringt. Ähnlich, wie wenn man eine digitale Blumenaufnahme auf dünnes Papier ausdruckt und sie vor eine Lichtquelle hält.

Einst bekam ich zu Weihnachten einen Malkasten mit Wasserfarben geschenkt, dazu einen Malblock. Im Frühling nutzte ich einen der ersten Sonnentage und platzierte mich mit Küchentaburett auf mir günstig erscheinender Distanz zu unserem Haus, unbelastet von irgendwelchen Kenntnissen der Perspektive und Aquarellmaltechnik. Das Ergebnis war ein gewelltes Blatt mit ineinander verlaufenen Farbklecksen. Später trat die Fotografie an die Stelle des Malens. Erst beim Besuch der van Gogh-Ausstellung 2009 in Basel realisierte ich, dass ich die Natur viel mehr in seiner Art sehe, als im minutiösen Abbild der Kamera.

Weshalb kam es denn zu keiner Malerkarriere? Die verschiedenen Zeichnungslehrer bemühten sich mehr oder weniger achselzuckend um mich. Zu Carlo Ringier, dem begnadeten Aargauer Maler und Kanti-Zeichnungslehrer, fand ich keinen Draht. Er hatte



vor allem Augen für Hans Schenker. So wie der die Pappeln am andern Aareufer gruppierte, so sei es eben richtig. Unverständlich blieb mir, weshalb sie der Gärtner nicht nach den Kriterien des Goldenen Schnittes pflanzte, wenn der doch das einzig Richtige war. Hans machte das perfekt, obschon er – wie alle in der ersten Kanti – noch keine Ahnung vom Goldenen Schnitt hatte.

Ob als Maler oder nicht – seit je konnte ich mich an der prachtvollen Schöpfung freuen. An den unzähligen Nuancen des Grüns in unseren Wiesen und Feldern, an den satten Farben des Herbstes und den Lichterspielen von Sonne und Wolken. Mit Erstaunen stellte ich fest, dass man auch mit Worten malen kann.

Augenöffner für die Schönheiten unseres Landes in jungen Jahren war die Zauberlaterne.

Heimat unter dem Regenbogen

Sind wir uns der Bedeutung der Farbgebung, ihres direkten Einflusses auf unsere Seele, auf unser Befinden und unser Leben bewusst? Farben sind als Modefarben längst zu einem Spielzeug der Modeschöpfer, zu einem Marketinginstrument verkommen. Modetrends zwingen zum Kleiderkauf, nur weil die Farbe nicht mehr stimmt. Man zwingt Menschen Farben auf, obschon sie in keiner Weise zu ihnen passen, mit ihnen offensichtlich in Missklang stehen und diesen somit verstärken.

Schwarz wie die Nacht - ein gängiger Begriff. Aber ist sie wirklich schwarz, die Nacht? Natürlich nicht, sie ist tiefblau, nachtblau! Wer es nicht glaubt, liege einmal in einer Sommernacht fernab von Streulicht in eine Wiese und schaue zu den Sternen empor. Schwarz als Farbe gibt es gar nicht, und schwarze Objekte können bedrohend wirken. Hat man nicht automatisch mehr Angst vor einem schwarzen Hund als vor einem hellbraunen oder weissen?

Die ursprünglichen Farben, die während der Schöpfung entstanden, sind die Regenbogenfarben. Sie haben bei aller Verschiedenheit eines gemeinsam: eine harmonische, liebliche und irgendwie geheimnisvolle, mystische Ausstrahlung. Warum wohl ist der Regenbogen eine der beliebtesten Naturerscheinungen, die uns belebt und immer wieder Grund zum Staunen gibt? In vielen Religionen spielt er eine zentrale Rolle. Die australischen Ureinwohner, die Aborigines, zum Beispiel verehren in ihrer Schöpfungsgeschichte eine Regenbogenschlange als den Schöpfer der Welt und aller Lebewesen. Bei den Inka vertrat der Regenbogen die Erhabenheit der Sonne. Im Alten Testament, 1. Buch Mose 9, ist der Regenbogen ein Zeichen des Bundes, den Gott mit Noah und den Menschen geschlossen hat.

Die Beurteilung der Wirkung der einzelnen Farben auf uns Menschen hat eine persönliche Note, Erkenntnisse der Farbpsychologie weisen jedoch in gewisse Richtungen. In einer von Aggressivität und Hektik geprägten Zeit käme der beruhigenden, harmonisierenden Wirkung von Farben wie dem Goldgelb wachsende Bedeutung zu. Anders, wenn die Menschheit sanft am Einschlafen wäre. Dann wären andere Trumpffarben gefragt (königs-



blau). Übrigens: Können wir uns eine knallrote Couch beim Psychiater vorstellen?

Farben haben mich seit eh und je fasziniert. In der Kantzeit befasste ich mich intensiv mit Goethes Farbenlehre und hielt später darüber einen ausführlichen Vortrag. Der grosse Denker widmete den Farben sehr viel Zeit und mass ihnen eine so hohe Bedeutung bei, dass er versuchte, hinter ihre Geheimnisse zu kommen. Viele seiner Erkenntnisse muten heute eher seltsam an, doch erkannte er die Bedeutung der Farben für unser Leben: „... So entsteht doch die eigentliche harmonische Wirkung nur alsdann, wenn alle Farben nebeneinander im Gleichgewicht angebracht sind.“ Goethe betrachtete nur das Blau und Gelb als reine Farben, wegen ihrer Nähe zur Nacht und zum Licht.

Immer wieder habe ich mit Farben experimentiert. In der Idee modern zu wirken, kaufte ich mir ein schwarzes Leder-Ausziehsofa. Nachdem das Sofa, das eigentlich die Behaglichkeit hätte fördern sollen, dort stand, mied ich den Raum zunehmend. Er wirkte irgendwie erdrückend. Das Sofa ist weg – Ebay macht's möglich! – und nun steht dort eine weisse Couch mit einem hellen naturfarbenen, diskret blau gemusterten Überwurf. Obschon die Liege mehr Platz beansprucht, wirkt der Raum jetzt grösser, einladend, freundlich. Das Erlebnis öffnete mir im buchstäblichen Sinn die Augen. Könnte es sein, dass dominant schwarze Objekte oft ein Grund für fehlendes Wohlbefinden, Unrast und Schlaflosigkeit sind, genauso wie üppiges, aufreizendes Rot die Aggressivität fördert? Dabei geht es eindeutig um die Farbe der Oberfläche, den strahlenden Objektteil.

Wie kam es überhaupt zu diesem Übergewicht von Schwarz und Rot in unserer Welt? Wurde die starke Verbreitung durch die unsinnige Überbetonung der Sexualität in unserer Zeit unterstützt? „Sexy ist, wer Schwarz (und Rot) trägt.“ Das machen die Vögel anders, dort zeichnen sich die Männchen meist durch farbenprächtige Federkleider aus, die Weibchen geben sich bescheiden.

Stark beeindruckt hat mich die Ausstellung der Landschaftsbilder von van Gogh 2009 in Basel. Die Bilder gingen mir direkt in die Seele. Da hat es Farben, die atmen, die Licht ausströmen. Man meint, die Pflanzen in den Bildern wachsen zu sehen, die Vögel zwitschern zu hören. Rot und die Nichtfarbe schwarz werden nur

selten und gezielt eingesetzt, als wollte van Gogh etwas Bedrohendes, Düsteres darstellen.

Versuchen wir, nach und nach das leblose Schwarz, das aggressive, schreiende Rot und andere Disharmonien aus unserm Alltag zu liquidieren. Wählen wir, wenn schon, einen gedämpften rötlichen Ton, vielleicht mit einem Blaustich. Rot stellt uns ja, wie alle Farben, zahllose Schattierungen zur Auswahl.

Sehen wir unsere Welt vermehrt in den Farbtönen, die ihr Gott bei der Schöpfung gab - reine, lichtvolle Farben, die Freude und Zuversicht ausstrahlen: Zum Beispiel das anmutige, feine Perlmutterrosa wie beim Nachglühen eines prachtvollen Sonnenuntergangs (liebendes Mitgefühl), das reinigende, befreiende Violett des leuchtenden dunkelvioletten Schmucksteins Amethyst, das kräftigende, heilende Blau, das frische Grün des Frühlings als Symbol der Geschenke der Natur für unsern täglichen Bedarf (Nahrung, Kleidung, Wohnen usw.), das leuchtende Gold des Sommers (Frieden und Harmonie), der bunte Herbst und der herrlich weisse Winter – das Weiss als die Summe aller Farben. Unerwartet wird uns dann auch mehr Harmonie im zwischenmenschlichen Bereich geschenkt. Unser Umfeld strahlt Wärme aus, wirkt heimelig.

„Dove sto bene è mia patria.“ Wo man sich wohl fühlt, ist Heimat. Der Regenbogen - eine Art Heimat durch Licht und Farbe, Dach der Heimat vom Schöpfer errichtet. Dort fühlt man sich geborgen.

Welches ist der höchste Aargauer Gipfel?

Wäre es nicht ebenso irritierend zu fragen, wohin die Aare fliesst? Der identitätsgeplagte Aargauer wird meinen: ins Meer, in die Nordsee... Die Aare ist ja beim Zusammenfluss mit dem Rhein bei Koblenz in Bezug auf die Wassermasse mächtiger und hätte also Anspruch auf den Namen des weiterfliessenden Gewässers...

Nun zu den Gipfeln, vorerst die Definition: Gipfel ist der höchste Punkt, von dem aus das Gelände nach allen Seiten abfällt. Bei der Suche nach dem höchsten Aargauer Gipfel wird der Blick ganz automatisch von Wasserfluh und Gislifluh angezogen. Doch werden die Jurahöhen nach Westen hin höher und bald kommen die Nachbarkantone. Exakt auf einem Grenzgrat auf der Geissfluh findet man mit 908 Metern den höchsten Punkt im Aargau - Pech, dass es sich um einen Grat und nicht um einen Gipfel handelt. Die Geissfluh ist, wie der gesamte Jura, ein herrliches Wandergebiet. Man findet zwischen der Salhöhe und der Heilstätte Barmelweid immer genügend Parkplatz. Zahlreiche gut beschilderte Wanderwege führen zum höchsten Punkt – nicht Gipfel! – im Aargau. Also doch Wasserfluh oder Gislifluh?

Die Gemeinde Rickenbach bei Beromünster zeichnet sich durch ein beispielhaftes Standortmarketing aus. Da erstaunt es nicht, dass man sogar über eine eigene Wanderkarte verfügt. Darin findet sich eine Rundwanderung, der Erlebnisweg "Sagenhafter Stierenberg" mit fantastischen Ausblicken aufs Mittelland und in die Innerschweiz. Man wandert sozusagen vis-à-vis dem unlängst stillgelegten Landessender Beromünster, für die Zweite Weltkriegsgeneration Sinnbild der freien Meinungsäusserung im besetzten Europa, wie mir während meiner Deutschlandzeit immer wieder bestätigt wurde. Die Weltchronik (militärisch-politische Lageberichte) des jungen Jean Rudolf von Salis, während des 2. Weltkriegs jeden Freitagabend zur besten Sendezeit ausgestrahlt, war einmalig und ernsthaftes Gegengewicht zur Nazipropaganda.

Weiter auf diesem Weg durch eine traumhafte Waldkulisse steht unvermittelt ein Wegweiser zum höchsten Gipfel im Aargau. Er ist nur ein paar Schritte entfernt. Ein 872 m hoher Gipfel, der ganz im Aargau liegt – unser Stierenberg!

Vereinigte Su(h)rentalbahnen

Es war ein heisser Hochsommertag im Jahr 1933, als sich in Reitnau 350 Männer aus dem Suhrental trafen. Hochaktuelles Thema: Direktor Ross von der Aarau-Schöftland-Bahn informierte über die Möglichkeit der Verlängerung der Schmalspurbahn ASB von Schöftland bis Triengen. Man war unter Druck geraten, denn der Kanton Luzern forcierte den Weiterausbau der Normalspurstrecke talabwärts – Dampfbahn durchs Moos? Das war einer der unzähligen Anläufe, das Bahnproblem zwischen Schöftland und Triengen zu lösen. Bisher endete alles in mehr oder weniger ausgereiften, schubladisierten Studien. In einer Entschliessung an der Reitnauer Information wurde die Bildung eines gemischten aargauisch-luzernischen Komitees verlangt, das sich um die Konzession einer verlängerten Schmalspurbahn bewerben sollte. Kaum gestartet, brachte das Abseitsstehen der Sursee-Triengen-Bahn auch dieses Projekt zum Scheitern.

Zu Beginn der Eisenbahn-Euphorie im 19. Jahrhundert gab es Pläne, die Verbindung von Basel nach Luzern durch das Suhrental zu führen. Das Rennen machten damals der spätere Eisenbahnknotenpunkt Olten und das Wiggertal. Oder der Kantönligeist. Genau genommen begannen jedoch die Suhrentaler Bahnwirren bereits um 1415. Berner und Luzerner besetzten den Aargau, der Ort ihres Zusammentreffens bestimmte die Kantonsgrenze. Damit war das obere Suhrental durchschnitten. Der Berner Aargau wurde später reformiert, der Luzerner Teil blieb katholisch. Bereits 1872 erteilte der Kanton Aargau die erste Konzession für den Bau einer Bahn von Oberentfelden an die Kantonsgrenze. Nachdem nichts geschah, erteilte der in der Zwischenzeit zuständig gewordene Bund 1893 eine Konzession für eine Bahn von Suhr über Oberentfelden nach Sursee. Die katholische Seite war für die Normalspur, die reformierte bevorzugte die Schmalspur. Als Ergebnis wurde die Schmalspur-Strassenbahn von Aarau nach Schöftland realisiert. Sie nahm den Betrieb am 17. November 1901 auf. Die Sursee-Triengen-Bahn folgte erst 11 Jahre später als normalspurige Dampfbahn. Damit war das bis heute ungelöste Problem definitiv in die Welt gesetzt. Nicht weniger als 29 Gutachter befassten sich während 40 Jahren mit der Schliessung der Bahnücke.

Ende der 50er Jahre kam erneut Bewegung in die Bahnfrage. 1957 fand in Triengen eine Kundgebung für die durchgehende Suhrentalbahn statt. 1958 schwenkte die Luzerner Regierung endlich auf das Schmalspurkonzept ein. In Erinnerung geblieben ist die Grosskundgebung vom 11. Oktober 1959 in Schöftland. Da lauschten mehr als 10'000 Teilnehmer in strömendem Regen während mehr als 2 Stunden den 9 Referenten. 1963 wurde die Konzession des Bundes für eine elektrische Schmalspurbahn nach Sursee erteilt. An diesem Entscheid massgeblich beteiligt war Bundesrat Willy Spühler, der am 19. Dezember 1961 persönlich mit Kantonsvertretern einen Augenschein genommen hatte.

An einer Sitzung „Durchgehende Suhrentalbahn“ vom Januar 1967 wurden detaillierte Budget- und Planungsunterlagen von rund 60 Seiten sowie Pläne des ausführungsfähigen Projekts vorgelegt. Reitnau war durch Gemeinderat Hans Hochuli vertreten. Für die 17.3 km rechnete man mit Kosten von rund 40 Mio CHF. Der Bau der Bahn verzögerte sich durch unzählige Untersuchungen und Neuplanungen wegen Linienführungsproblemen und Sparübungen. Die Begeisterung in der Bevölkerung liess mit der Zeit deutlich nach. Die Konsultativabstimmungen in den Gemeinden im Jahr 1970 machen dies deutlich. In Reitnau standen 112 Ja 44 Nein gegenüber, nachdem 1964 dem Gemeinderat mit grossem mehr die Kompetenz zur Unterzeichnung des Konzessionsvertrages erteilt worden war. In Schöftland war das Ergebnis der Konsultativabstimmung mit 263 Ja zu 263 Nein ein Patt, obschon zwei der Hauptbefürworter (Alfred Regez und Karl Widmer) sich extrem ins Zeug legten.

Nicht unerwartet zog der Bundesrat im Herbst 1970 die Notbremse. Die Voraussetzungen für den Bahnbau hätten sich deutlich verschlechtert. Pikanterweise war dabei Bundesrat Bonvin federführend. Ob er das Geld vorsorglich für's „Furkaloch“ – Baubeginn 1976 – auf die hohe Kante legte? Dann hätten wir eigentlich anstelle der Suhrentalbahn den Furkatunnel... In Gesprächen über jene Zeit wird immer wieder auf den Einfluss patriarchaler Strukturen in einzelnen Gemeinden hingewiesen, wogegen die Auswirkung der konfessionellen Unterschiede als eher gering beurteilt wird. Klarer Entscheid: Keine Bahn Schöftland-Sursee und Einstellung des Personenverkehrs Sursee-Triengen.

Dafür eine Busverbindung, die bei der Eröffnung sogar Polizeischutz brauchte!

Auch junge, aufgeschlossene Menschen befassen sich mit dem Thema. So bearbeitete Fabian Gloor, Sursee in seiner Maturaarbeit 2008 unter dem Thema „Die Surentalbahn als Vision“ den Problembereich unter verschiedensten Aspekten. Er untersucht in seiner zukunftsorientierten Studie die drei Varianten S-Bahn bis Triengen, Normalspurverlängerung bis Schöftland und durchgehende Normalspur zwischen Aarau und Sursee. Zu denken geben die Ergebnisse der Onlineumfragen: Um die 90% der Befragten sind grundsätzlich für eine Bahnverbindung und bejahen eine Erhöhung der Attraktivität der Region durch eine Bahn. Ebenso zu denken gibt, dass es dem Autor sehr wohl gelungen ist, von kompetenter Seite Pro-Argumente zu sammeln. Contra-Argumente fand er keine. Wie nicht anders zu erwarten, zeigen die wirtschaftlichen Untersuchungen, dass ein Bahnbetrieb defizitär wäre. Wo ist er denn das bei echter Beurteilung nicht?

Die immerwährende Geschichte der „Durchgehenden Surentalbahn“ geht weiter. Eine Studie der ETH, die als Hauptaufgabe die Möglichkeit der Wiedereinführung des Personenverkehrs auf der Sursee-Triengen-Bahn prüft, kommt auch für das übrige Surental zu interessanten Schlüssen: Die Wiedereinführung aus verkehrstechnischer Optik wird befürwortet. Eine Verlängerung der Bahn bis Schöftland scheitert vor allem an den notwendigen massiven Eingriffen in die Siedlungsstruktur. Immerhin wurden drei Trassevarianten zwischen Schöftland und Triengen ausgearbeitet.

Versetzt man die Variante „West“ etwas zurück in eine Zeit, in der noch nicht so viel zugebaut war und lässt man etwas Fantasie walten, könnte man davon eine Ideallösung ableiten, eine Variante „Superwest“. Die Linie führt von Schöftland Richtung Pikardie (Verlängerung des alten Mühleanschlusses), dem Hügelfuss entlang durch Wittwil und Staffelbach. Etwa im Bereich des heutigen Schützenhauses unterquert sie den Bühl und tritt am westlichen Hang nördlich von Attelwil wieder an den Tag. Sie folgt dem Hang und quert das Zentrum von Reitnau im „Bären“-Bereich. Sowohl in Attelwil wie in Reitnau wird sie kreuzungsfrei eingedohlt. Dem Hügelfuss folgend erreicht sie Winikon und mündet in Triengen in das bestehende Sursee-Triengen-Bahntrasse.



Für Kirchleerau und Moosleerau müsste eine Lösung gefunden werden, eine Alternative „Zick-Zack-Bahn“ macht keinen Sinn. Alle andern umliegenden Ortschaften sind zentral erschlossen. Kostbares Kulturland bleibt weitgehend unberührt und die Gegend wird aufgewertet. Die Schmalspurbahn zieht ja keine Schwerindustrie an. Und die Kosten für Tunnel und Eindolungen wären wohl niedriger, als die der 29 Gutachten und der damit verbutterten Zeit.

Weit bedeutungsvoller als die Streckenvorschläge ist die Feststellung in der Studie, dass parallel zur Wiedereinführung des Personenverkehrs auf der ST-Bahn eine Vision für das gesamte Suhrental zu entwickeln sei. Nachdrücklich wird auf den raumplanerischen – man spricht von strukturierendem - Effekt, den eine Bahn bewirkt, hingewiesen. Weitere konkurrenzierende Verkehrsinfrastrukturprojekte seien zu unterlassen [keine weiteren Strassen]. Beginnt für das obere Aargauer Suhrental in Triengen das verkehrstechnische Niemandsland? Die erwähnte Studie ist aktuell: Mai 2009.

In einer weiten Masse ist Heimat von einer sinnvollen Verkehrsinfrastruktur abhängig. Durchgehende Suhrentalbahn – das letzte Wort ist wohl noch lange nicht gesprochen. Mit Fahrplanwechsel 2009/2010 wurde auf der Strecke Menziken - Aarau – Schöftland die 1. Klasse eingeführt. Ein Signal für die Zukunft?

Seltsame Autofahrten

Meine Idee war eigentlich, ohne selber Auto zu fahren durchs Leben zu kommen. Scherzhaft sagte ich oft, ich würde warten bis ich mir einen Chauffeur leisten könne. Unvermittelt holte mich die Wirklichkeit ein: Als ich mit 41 Jahren über Nacht die Leitung der deutschen Beteiligungsgesellschaft in Stuttgart übernahm, konnte ich tatsächlich nicht Auto fahren. Ich erbte vom Vorgänger einen Daimler, lange Spezialausführung mit allem Komfort und drei Chauffeuren. Angeblich brauche es die drei, damit ständig einer bereit sei. Die drei Unternehmensteile waren nur mit Auto erreichbar, eine Verkehrsinfrastruktur kannte das Wirtschaftswunderland damals noch nicht. Es blieb nur eines, so rasch wie möglich autofahren lernen, damit ich mich von den Chauffeuren trennen konnte. Das Problem mit dem Kingsize Mercedes löste sich von selbst. Ich lieh den herumstehenden Wagen dem Betriebsrat für eine Fahrt zu einer Vortragsveranstaltung. Tags darauf ein Artikel in den Zeitungen: Die mit Betriebsräten vollbesetzte Firmenkarosse erlitt im Berufsverkehr mitten in der Stadt Motorschaden...

Die Auseinandersetzungen um die Frage, welche Marke und welchen Hubraum man kaderstufenabhängig fahren dürfe oder müsse, hatte ich in der Zwischenzeit satt bis zum Hals. Anstelle des mir zustehenden BMW 2500 entschied ich mich für einen kleinen MG 1800 mit Vorderradantrieb. Das hatte einen unerwarteten Nebeneffekt. Die Wahl eines englischen Fahrzeugs im Land der Mercedes und BMW brachte mir die Freundschaft zweier Ex-Piloten der Royal Air Force, die auf den Fildern stationiert waren, um deutsche Piloten für die zahlreichen aus England gekauften Geschäftsflugzeuge auszubilden. Ein Kaffeeflug am Abend nach Hamburg oder Nürnberg war keine Seltenheit. Man musste oft – allerdings nur bei gutem Wetter! – irgendetwas kontrollieren.

Im Dezember des ersten „Selbstfahrjahres“ forderte unser Münchner Vertreter überraschend einen Besuch der Geschäftsleitung am nächsten Morgen bei einem wichtigen Kunden an. Ich war zwar noch nie auf der A8 bis München gefahren, kannte aber in der Zwischenzeit die deutschen Autobahnen und entschloss mich, gegen Abend mit dem Auto loszufahren. Das Hotel sei reserviert, unser Vertreter erwarte mich bei der Lotsenstation am

Stadtrand. Einwandfreies Wetter in München, in Stuttgart ein Sonnentag. Mit einiger Verspätung fuhr ich los. Alles sah nach einer Plauschfahrt aus und ich konnte mich beim Fahren ausgezeichnet erholen. Von der Autobahnrampe beim Albaufstieg aus bewunderte ich einmal mehr das Lichtermeer von Stuttgart. Bis zum kurzen Tunnel kannte ich die Strecke.

Nach dem Tunnel tänzelten ein paar Schneeflocken im Scheinwerferlicht. Es wurden immer mehr. Vorerst machte mich das nicht nervös. Beste Winterreifen mit Spikes und unterhalb der Stossstange montierte Nebelscheinwerfer waren Sicherheitsgaranten. Seit längerer Zeit hatte ich kaum Verkehr vor mir und auch im Rückspiegel war nichts zu sehen. Zudem wurde der Gegenverkehr immer seltener. Am Radio kam lange Zeit keine Meldung, dafür hatte ich immer mehr Mühe, überhaupt auf der Autobahn zu bleiben. Der Schnee fiel in der Zwischenzeit intensiv. Da meine volle Konzentration auf die Strasse gerichtet war, sah ich die Ausfahrtsschilder immer erst dann, wenn sie vorbei waren. Immerhin realisierte ich, dass ich an den beiden Ausfahrten Ulm vorbei war. Und dann die alles andere als erlösende Meldung am Radio: Die A8 sei zwischen Aichelberg und Augsburg vorübergehend wegen Schneesturms geschlossen. Der Verkehr würde bei der Ausfahrt Kirchheim unter Teck von der Autobahn weggeleitet. Langsam gewöhnte ich mich an das Schneetreiben. Der MG frass sich getreulich durch die Schneemaden. Ja nicht anhalten müssen! Plötzlich – mir schien es nach unendlich langer Zeit – war der Spuk vorbei. Schlagartig Sternenhimmel und trockene Autobahn. Ich nahm die nächste Ausfahrt. Es war Adelsried vor Augsburg. Direkt vor mir sah ich eine Kirche, die Autobahnkirche „Maria Schutz der Reisenden“. Nach einem kurzen Besuch fuhr ich weiter. Ich hatte in mir die Sicherheit, dass nun keine Probleme mehr vor mir lägen. So war es auch. Unser Vertreter stand am vereinbarten Treffpunkt. Die Schlechtwetterzone war etwa 100 km lang und dennoch hatte ich kaum Zeit verloren. Hatte sie jemand für mich angehalten?

Für einen Besuch unseres Werkes am Saint-Lawrence-River in Kanada, 50 km unterhalb der Stadt Quebec, hatte ich ausnahmsweise ein Auto gemietet. Für die Rückkehr nach Hause wollte ich den Freitagabendflug erreichen. Neuerdings flog die Swissair den

Grossflughafen Mirabelle 50 km im Norden der Stadt Montreal an. Typisch für die Gegend setzte leichter Schneefall ein, als ich mich auf der Autobahn Montreal näherte. Um das Verkehrschaos in der Stadt zu umfahren, nahm ich eine frühere Ausfahrt. Alles lief prima. Nach etwa einer halben Stunde sah ich am Horizont in der unbewohnten Landschaft die Lichter des Flughafens. Nur fand ich mit dem besten Willen keine Abzweigung, die dort hingeführt hätte. Bei jedem Versuch scheiterte ich an einer Bahnlinie, die sich wie eine Festungsmauer zwischen mich und den Airport schob. Endlich hatte meine Hartnäckigkeit Erfolg, die Unterführung besass die Qualität eines Feldweges. Doch wurde die Strasse zusehends besser und die Lichter des Flughafens kamen näher. Bei der Rückgabe des Autos machte ich unmissverständliche Kommentare über die miese Beschilderung. Der Angestellte war unbeeindruckt: Es brauche dort keine Beschilderung. Es gäbe nämlich gar keine Unterführung, die zum Flughafen führe. Mir liess das keine Ruhe. Ich ging bei meinem nächsten Besuch der Sache auf den Grund und fand tatsächlich keine Unterführung, glaubte aber, an der richtigen Stelle zu sein. Die befragten Leute kannten keine Unterführung. Das Einzige, was jetzt fehlte, war die Beleuchtung der Strassen. Bei meiner Irrfahrt waren sie doch in hellem Licht erstrahlt!

Erscheinungen

Für viele Menschen, die sich offen zum christlichen Glauben bekennen und für die dieser Glaube die übergeordnete Heimat ist, bedeutete eine Erscheinung den Wendepunkt, war Ansporn und gab die Gewissheit zum klaren Bekenntnis. Persönlich hatte ich zu Erscheinungen bis zum Spitalaufenthalt im Herbst 2009 eine zwiespältige Haltung. Zwar erinnere ich mich an Naturphänomene, die man durchaus als Erscheinung einstufen könnte. So sah ich einmal an der Suhre ein leuchtendes Wolkenbild ohne Sonne dahinter, das sich innert Minuten zum geometrisch präzisen, strahlenden Kreuz formte und sich dann im hellsten violetten Strahlenlicht auflöste. Ein Bekannter, der mir unmittelbar danach begegnete und den ich auf die für mich unübersehbare Erscheinung ansprach, schüttelte den Kopf. Er habe nichts gesehen.

Dann kam mein Spitalaufenthalt, der alles änderte. In einer Nacht nach der Operation, in der ich einen Tiefpunkt erreicht hatte, sah ich an der Wand gegenüber dem Bett dreimal nebeneinander kristallklar dasselbe Bild dargestellt: im Dunkeln des Bildes ein Mensch im leuchtend blauen Gegenlicht, der versuchte, sich mit einem Kreuz auf der Schulter vom Boden zu erheben. Und jedes Mal eine Stimme als Teil des Bildes, doch nicht direkt an mich gerichtet: „Nehme dein Kreuz auf dich und wandle.“

Am Tag darauf Lagebesprechung mit Professor Recker. Kurz und präzise meinte er: „Wir haben drei „Baustellen“, die wir bearbeiten müssen: Die Ausheilung der Operation, die Folgeprobleme mit der Verdauung und eine in den Lungenspitzen verteilte Embolie, wie sie oft bei Sportlern auftritt.“ Damit bekamen die drei leuchtenden Bilder aus der vorhergehenden Nacht realen Sinn. Sie standen stets vor meinen Augen mit der klaren Aufforderung, den Kampf auf allen drei „Baustellen“ zu führen und gaben mir zugleich die Gewissheit, dass mich jemand im Auge behielt, mich nicht allein liess, mich führte.

Ich erinnere mich an die erstaunten Gesichter meiner Kinder, als ich ihnen, wohl immer noch tief beeindruckt, über die Erscheinung berichtete. Ob ich damals etwas ausgelöst habe? Mein Wunsch wäre es. Gott kann man jedoch nicht lernen, nur erfahren.



Zentren der Heimat

Gibt es eindeutige Zentren oder Sammelpunkte für „Heimat“ in den verschiedensten Ausprägungen? Nach einigem Abwägen und Nachdenken komme ich zu einem unerwarteten Ergebnis: am ehesten die Kirchen.

Kirchen stehen meist an markanten Punkten in der Landschaft, prägen sie mit. Kirchen gehören häufig zu den ältesten Bauwerken einer besiedelten Landschaft. Sie fassen das Irdische zusammen und verbinden es mit dem Göttlichen. Weshalb werden sie heute fast nur dann ins Geschehen einbezogen, wenn Anlässe wie Gottesdienste, Konzerte, Trauungen oder Abdankungen stattfinden? Kirchen sind doch weit mehr als reine Versammlungsräume. Sie strahlen Geschichte, Bekenntnis, Geborgenheit, Ruhe, Frieden und Nähe zu Gott aus. Sind spürbare Orte der Kraft. Wie kommen wir zu einer tiefen inneren Beziehung „sakrales Gebäude – suchender Mensch“? Und das nicht nur an bekannten Wallfahrtsorten. Das Vorhandensein einer solchen Ausstrahlung wird beeinflusst durch kleine, oft unscheinbare Details. Ein erster Schritt in diese Richtung ist, wenn die Menschen sich mit ihrer Kirche befassen, sie erleben.

Dazu ein Beispiel: Während Jahren störte mich bei der reformierten Kirche Reitnau die tagsüber geschlossene Türe und ich fand keine Beziehung zu diesem eher nüchtern wirkenden Gotteshaus. Da bekam ich von verschiedenen Seiten Hinweise, dass eine reiche, tausendjährige Geschichte dahinter verborgen sei.

In den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts wurde eine Kirche an der Stelle gebaut, wo unsere heutige Kirche steht. Kaum gebaut, kamen die Reitnauer in eine ganz besondere Lage. 1528 nahm der Kanton Bern, in dessen Hoheitsgebiet (politische Untertanenschaft) Reitnau lag, den reformierten Glauben an. Die Kirche jedoch gehörte zum katholischen Stift Schänis, das die Pfarrei Reitnau und den Kirchenschatz gegen Ende des 10. Jahrhunderts vom Grafen von Lenzburg geschenkt bekommen hatte. Nun musste das katholische Kloster einen reformierten Pfarrer wählen. Erst im Jahr 1785 kam der Kirchenschatz vom Kloster Schänis in die Hand des Pfarrers Sam Eckenstein von Zofingen. 1850 übernahm der Kanton Aargau Rechte und Pflichten der Pfarrei

Reitnau und 1906 kehrte das Pfrundgut, von dem der Pfarrer leben konnte, vom Staat heim an die Kirchgemeinde.

Die Kirche aus dem 16. Jahrhundert war nicht die erste. Über der westlichen Pforte der heutigen Kirche steht die Jahrzahl 1045. Im Jahre 1948 vom Kantonsarchäologen Dr. Bosch angeregte Ausgrabungen nördlich der heutigen Kirche führten in geringer Tiefe zu einem wertvollen Fund, dem Fundament dieser urkundlich bezeugten Kirche von 1045. Dazu gehörte die Apsis, die für Kirchen romanischen Baustils typische halbrunde Altarnische. Diese erste Kirche war etwa 7 bis 8 Meter breit und etwa 16 Meter lang, ein für damalige Verhältnisse grosses Gotteshaus. Im Zuge der Innenrenovation von 1948 suchte man vergeblich nach der Fortsetzung dieser Fundamente im Kircheninnern. Gefunden wurden jedoch wertvolle Zeitzeugen aus verschiedenen Epochen. Besonders bemerkenswert sind Gräber von mutmasslichen Stiftern aus dem 8. Jahrhundert. Nur vermutet werden kann, wie die ausserhalb der heutigen Kirche gefundenen Fundamente einzuordnen sind.

Klar dokumentiert ist jedoch, dass seit der Zeit der Schenkung an das Kloster Schänis zwischen 970 und 980 in Reitnouwa (aus dem althochdeutschen Reitinouwa = wassernahes Land des Reito) das einzige Kirchlein im oberen Suhrental stand. Bis zur Reformation war auch Winikon nach Schänis zehntenpflichtig. Die Wini-koner gingen ebenso nach Reitnau zur Kirche wie die Anwohner der übrigen umliegenden Dörfer. Auch Triengen war kirchlich nach Reitnau orientiert.

Von besonderer kunsthistorischer Bedeutung in der heutigen Kirche sind drei Paare von Chorfenstern (Glasmalerei) mit der Jahreszahl 1522, Geschenke für die neue zweite Kirche. Stifter waren das Kloster Schänis, die Gnädigen Herren von Bern und der Nachbarstand Luzern. Dieser prachtvolle Schmuck und seine wechselvolle Geschichte sind im Buch „Kunstdenkmäler der Schweiz“ ausführlich beschrieben. Im gleichen Atemzug ist die 1907 von der renommierten Orgelbaufirma Goll in Luzern gelieferte Orgel zu nennen. Sie ist in ihrer vom Aussterben bedrohten Bauweise eine der wenigen noch existierenden in der Schweiz. Die Pfeifen werden durch den ursprünglichen Blasbalg der Vorgängerin im Estrich der Kirche versorgt. Dieser wird heute allerdings mit einem Elektromotor angetrieben. Der frühere Arbeits-



platz des Tretjungen ist noch gut erkennbar. Die Orgel wurde sorgfältig gewartet und verbessert. So wurde 1939 zur Verbesserung der Tonqualität ein Echokasten eingebaut.

Neben den Glasmalereien bleibt ein anderer kulturhistorischer Zeitzeuge oft unbeachtet – die Turmuhr. Sie hat in unserer Zeit viel von ihrer Bedeutung verloren. Dabei waren Turmuhren die ersten mechanischen Uhren überhaupt. Und Uhren waren extrem teuer. Eine zentrale, von weitem sichtbare Uhr regelte nicht nur das kirchliche, sondern auch das weltliche Leben. Erste Räderuhren im 14. Jahrhundert hatten anstelle des Pendels einen horizontalen Drehbalken, das sogenannte Folliot. Damit liess sich eine Genauigkeit von etwa 10 Minuten pro Tag erzielen – tägliches Richten war angesagt. Die Referenz dafür bildete eine Sonnenuhr, die die Ortszeit zeigte. So kam es, dass praktisch jede Region und jeder Ort eine eigene Zeit hatte. - Unsere Ortszeit weicht im Mittel 28 Minuten von der mitteleuropäischen Winterzeit ab. Im Sommer haben wir bereits Mittag, wenn es nach dem Sonnenstand halb elf ist. - Erst mit der Erfindung des Pendels durch Galilei gegen Mitte des 17. Jahrhunderts wurden Uhren mit hoher Ganggenauigkeit möglich. Diese Pendel erreichten eindruckliche Abmessungen. Sie haben etwas Majestätisches an sich, lassen uns die Zeit sehen und fühlen. So misst das Pendel der Kirche in Winikon 7,5 Meter. Es wurde 1994, beim Umbau der 1794 von Michael Lang in Hitzkirch gebauten Uhr auf die elektronische Synchronisation über Langwellen, ausser Betrieb gesetzt. 2010 wurde das Pendel wieder in Betrieb genommen. Glücklicherweise hatte es der Turmuhrenspezialist Oskar Näpflin aufbewahrt. Er war es auch, der die Initiative zur Wiederherstellung ergriff und die von verschiedenen Sponsoren ermöglichte Arbeit durchführte.

Eine Besonderheit der Turmuhrzifferblätter ist die Darstellung der Zahl 4. Man findet oft anstelle der IV die Ziffer IIII. Lange Zeit war man der Ansicht, dies sei durch ästhetische Überlegungen bedingt. Erst seit wenigen Jahren kennt man den echten Grund: Die Ablösung der Nachtwachen erfolgte alle vier Stunden. Da nicht alle lesen konnten, griff man zu einer bildlichen Darstellung. Die zwölf Stunden auf dem Zifferblatt wurden in drei Gruppen – je eine pro Ablösung – aufgeteilt. Eine Gruppe mit lauter I, eine mit V und eine mit X. Man darf gespannt darauf warten, bis Armbanduhren mit solchen Zifferblättern bei uns wieder aufkommen...

Im Turm der Reitnauer Kirche warten das alte Turmuhrwerk und das Zifferblatt darauf, renoviert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu werden.

Beachtenswert in Reitnau ist auch das 1615 erbaute, mehrfach renovierte Pfarrhaus. Südlich davon stand bis 1880 die Pfarrscheune, ein Hinweis auf die als selbstverständlich geltende landwirtschaftliche Nebentätigkeit früherer Pfarrherren.

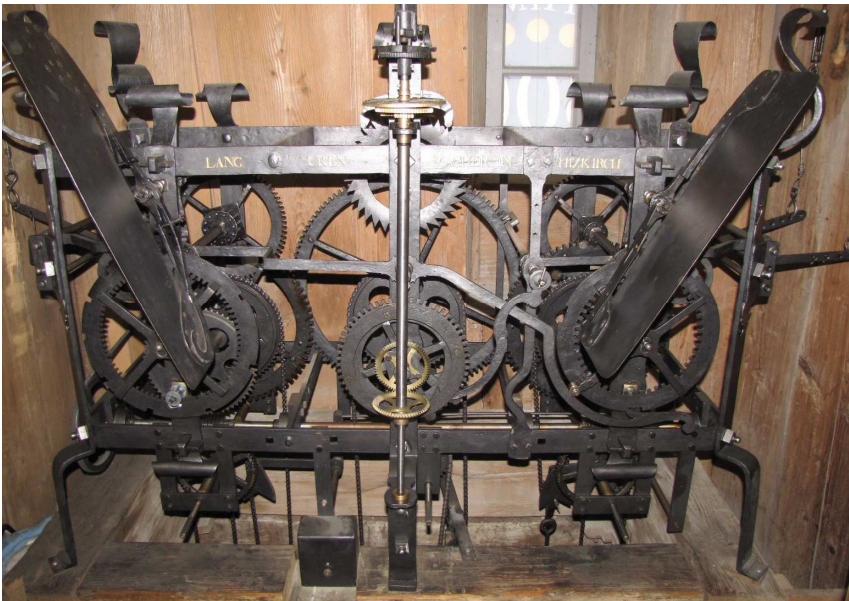
Auslöser der Renovation um 1900 war der baufällig gewordene Dachreiter. Er wurde abgerissen. Als Ersatz entstand auf der Westseite der 36 Meter hohe Turm. Von den drei Glocken wurde die mittlere als kleinste ins neue Geläut übernommen und durch drei grössere Geschwister ergänzt.

Bei der Renovation von 1944 bis 1950 erhielt die Kirche ihre heutige Form. Von dieser Renovierung zeugen auch die vier wasserspeienden Drachen am Turmdach, früher einmal mittelalterliche Symbole für die Vertreibung böser Geister, heute schlicht Wasserspeier. Die Turmspitze ziert nicht, wie bei reformierten Kirchen in unserer Gegend oft üblich, ein Hahn, sondern ein Kreuz. Der Hahn ist gegenüber auf dem Kirchendach platziert. Eine Reverenz an die lange katholische Vergangenheit?

Die Kirche ist weit mehr als ein über Jahrhunderte gewachsenes Bauwerk. Sie ist Heimat und Zentrum eines reichen kirchlichen Lebens in der Gemeinschaft und zugleich Ort der Stille und Andacht des Einzelnen, getreu dem Spruch im Kircheninnern:

„Gott ist Geist, und die ihn anbeten,
müssen ihn in Geist und Wahrheit anbeten.“

Alle Kirchen auch einzelnen Menschen zu öffnen, die dort in aller Ruhe Kontakt zu Gott suchen möchten – wäre dies nicht eine ihrer Aufgaben und gleichzeitig ein Beitrag, die Attraktivität der christlichen Kirchen zu erhöhen? Sind wir doch alle Gäste Gottes auf dieser Erde und in den Kirchen. Selbstverständlich ist unser Gotteshaus vor unbefugtem Betreten und Missbrauch zu schützen. Zwischen fast immer geschlossen und weitgehend offen gibt es jedoch Alternativen. Denkbar wäre ein Chip in Form einer Kreditkarte, mit dem Interessierte die Kirche als Ort der Stille aufsuchen könnten. Damit unsere Reitnauer Kirche zunehmend und für alle spürbar Wärme und Geborgenheit ausstrahlen kann.

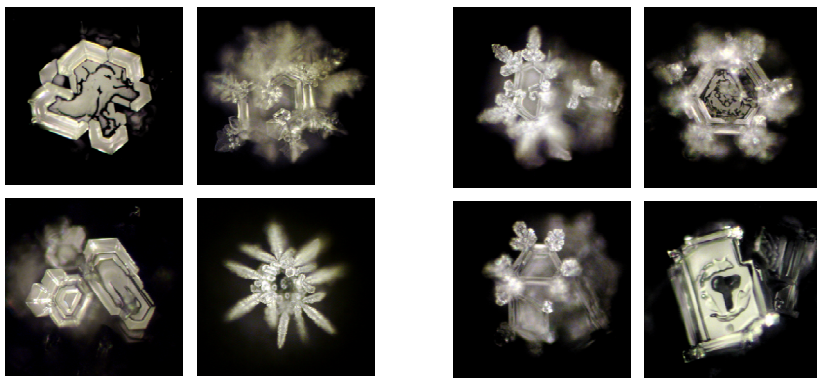


Machtvolle Helfer in der Natur - Autor Urs Huber*

Engel, Wichtel, Zwerge und andere Natur- oder Elementarwesen – sind wir uns bewusst, dass sie auch Teil unserer Heimat sind? Akzeptieren wir sie? Vielleicht kann folgendes Erlebnis dazu beitragen, diese Frage teilweise zu beantworten:

In Wikon wurde eine Grundwasser-Anreicherungsanlage gebaut. Es handelt sich um einen Prototyp. Das Bachwasser fliesst in ein Absetzbecken. Das Absetzbecken ist so aufgebaut, dass das Wasser beim Fliesen durch die Bepflanzung und die verschiedenen Mineralien in der Filterschicht gereinigt wird. Dann fliesst es durch ein Rohr in einen Schacht und schliesslich in die Grundwasserschicht. Aus dieser Schicht wird in Zofingen das Trinkwasser abgepumpt. Beim Schacht kann man die Wasserqualität überwachen. Man hat festgestellt, dass das Wasser nach dieser Anlage nahezu Trinkwasserqualität hat.

Wir wollten dieses Ergebnis mit Hilfe von Wasserkristallbildern sichtbar machen. Nach erfolgten Wasserprobenahmen zeigten die Bilder vor und nach der Anlage jedoch keine eindeutigen Unterschiede.



Vor der Anlage

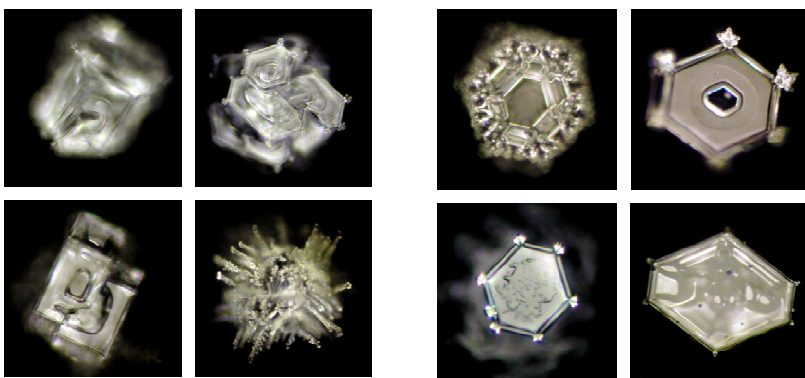
Nach der Anlage

Dies regte zum Nachdenken an. Da kam beim tiefen Sinnieren über diesen Bildern die Botschaft: „Die Anlage funktioniert noch nicht optimal.“ Beim gedanklichen Nachfragen, ob baulich noch etwas zu verändern sei, kam ein Nein. Was nun? „Die Anlage ist noch nicht



vollständig dem Betrieb übergeben worden.“ Sie war aber, wie bei Bauwerken üblich, offiziell abgenommen worden. Also sich erneut – konzentriert und in stiller Liebe – in das Geschehen vertiefen: Jetzt meldeten sich Erd- und Wasserelementarwesen (Gnome und Undinen). Sie teilten mit, dass die entstandene Erdwunde noch nicht verheilt sei. Wenn man sie einlade, würden sie gerne mithelfen, die Anlage optimal zu betreiben. Und sie hatten den Wunsch nach einer ausgleichenden Energie, die durch das Pflanzen einer Ulme bei der Anlage gewährleistet werden könne. Ihr Wunsch wurde erfüllt. Dann begaben wir uns zur Anlage und baten in einer Gruppenmeditation die Geistige Welt um Erdheilung an diesem Ort und um Mithilfe beim Betrieb der Anlage.

Es war ein grauer Nachmittag. Tief über dem Tal lag eine dunkle Wolkendecke. Nach der Meditation sahen wir durch eine kreisrunde Öffnung der Wolkendecke über der Anlage den blauen Himmel! – Es erfolgte eine weitere Wasserprobenahme. Nun zeigten die Bilder vor und nach der Anlage deutliche Unterschiede.



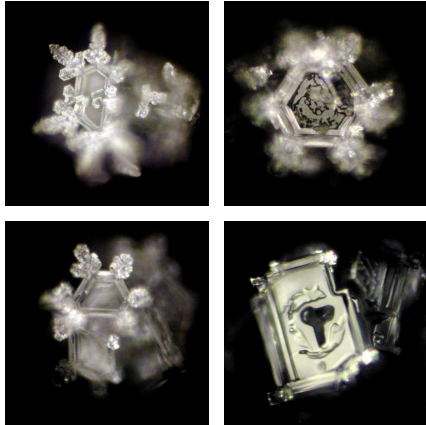
Vor der Anlage

Nach der Anlage / Meditation

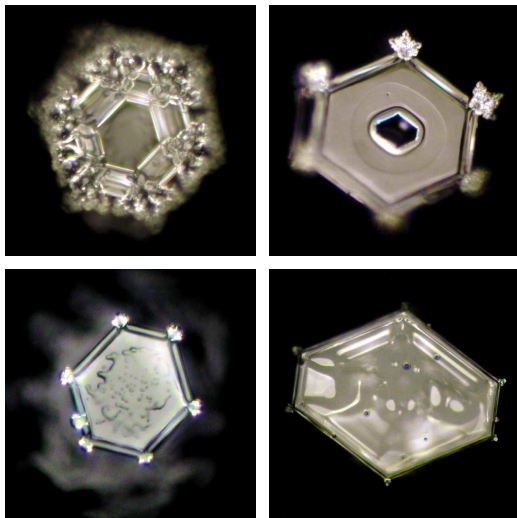
Dieses Erlebnis erfüllte uns mit grosser Freude, Dankbarkeit und Liebe. Für uns war klar, dass wir in Zukunft noch achtsamer und respektvoller mit der Natur und der Mitwelt umgehen werden. Und bei unserm Tun durch stete Verbindung mit den geistigen Wesen gemeinsam zu einer wahren Heimat beitragen wollen.

*Bauingenieur und Wasserbegleiter

Wasserkristallbilder vor der Gruppenmeditation



Wasserkristallbilder nach der Gruppenmeditation



Klingende Heimat

Heimatliche Klänge und Weisen - Volksmusik: Wie bei den Farben, kann man auch bei der Musik eine tiefe Heimatbeziehung spüren. „Schroffe Gebirgsspitzen im Nebelmeer. Sanftes Dämmerlicht. Juchzer und Jodel, Alpsegen und Gebetsruf, die sich wie ein unsichtbarer Schleier darüber legen und in samtigem Echo nachklingen. „Gibt es ein schöneres Bild für die Schweiz, fragt Christian Zehnder (Duo Stimmhorn), als wenn ich singe und der Berg antwortet?“ Man könne gar nicht anders, als auf so eine gewaltige Landschaft stimmlich zu reagieren. Sonst würde man sie gar nicht aushalten... Vielleicht liegt dort denn auch der eigentliche Ursprung des Jodelns und erst an zweiter Stelle das Kommunizieren zwischen abgelegenen Alpen oder im Sammelruf für das Vieh. (Doris Senn)“ Anders ausgedrückt: „Jodeln (Jubilus, wie später die Jubili beim Gregorianischen Choral), das wortlose, überirdische Ausströmen einer Freude, die so gross ist, dass sie alle Worte zerbricht.“ (Augustinus von Hippo)

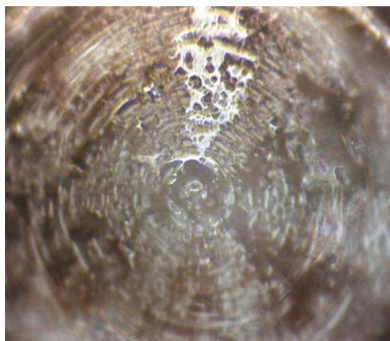
Ob wohl unsere Nationalhymne aus dem gleichen Empfinden heraus entstanden ist? Berührt sie uns nicht im Innersten mit ihrer schlichten Wahrheit? Mich freut es, wenn einzelne unserer Sportprofis nach Grosserfolgen beim Erklingen der Landeshymne zeigen, dass diese sie bewegt, ihnen unter die Haut geht. Vielleicht täte es uns gut, sie auch in der Kirche oder zu Hause häufiger zu singen.

Seit je hat mich das Alphorn fasziniert in seiner urtümlichen Verwendung als Bindeglied zwischen den Sennen auf den Alpen und zum endlosen Raum. Ebenso beeindruckt bin ich von der echten gewachsenen Volksmusik und dem Musizieren im Familienkreis. Letztlich gehört meine eigentliche Liebe der als klassisch bezeichneten Musik, harmonisch klassischer Musik. Und eine ganz besondere, tiefgründige Beziehung habe ich zu alter Kirchenmusik. Die „Musik“ von Beat bis Rock und Technosound haben mich nie berührt, sondern eher abgestossen. Ich liess sie über mich ergehen, weil es eben „in“ war. Zur Welt des Jazz im weitesten Sinne fühlte ich mich vorerst hingezogen, nachdem ich in einer der kleinen Insiderbars in New Orleans eine halbe Nacht lang unmittelbar neben Fats Domino am Klavier sass (The Blueberry Hill). Die von ihm signierte Tonbandkassette warf ich später weg. Die

reproduzierte Musik hatte bei mir zu Hause nicht die erhoffte Ausstrahlung.

Gewiss sind das persönliche Wertungen, andere Menschen mögen anders empfinden. Gibt es ein Mittel, das uns möglichst objektiv offenbart, ob und wie Teile unserer Heimat - beispielsweise das Wasser als zentraler Nervenstrang der Natur - auf verschiedene Arten von Musik reagiert? Dr. Masaru Emoto hat wegweisende Experimente mit Wasserkristallen durchgeführt, die uns den Blick in neue Dimensionen des Lebens öffnen könnten. Er experimentierte auch mit Musik-beschalltem Wasser.

Basis seiner Untersuchungen war destilliertes Wasser, weil es die geringste Zahl an Verunreinigungen aufweist. Dabei fand man heraus, dass es auch die Fähigkeit verloren hatte, gut strukturierte Kristalle zu bilden. In der Folge stellte man das Behältnis mit dem destillierten Wasser zwischen zwei Lautsprecher und spielte ein Musikstück bei normaler Lautstärke ab. Gleiche Musik führte zu ähnlichen, aber nie gleichen Wasserkristallen (100 Zufallsproben).



Die Bilder von mit hämmernder Heavy Metal-Musik (rechts) und von solchen mit der Arie von Bach aus der 3. Orchestersuite (links) beschalltem Wasser geben interessante Hinweise: Bezaubernde, harmonische Musik führt zu ebensolchen Kristallbildern. Ob der Text oder die Melodie ausschlaggebend ist, bleibt offen. Es braucht noch gründliche, umfassendere Untersuchungen der verschiedensten weiten Musikbereiche, um Schlüsse zu ziehen.

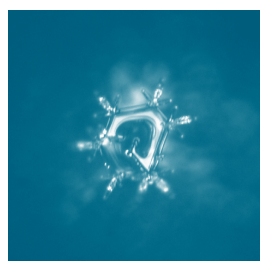
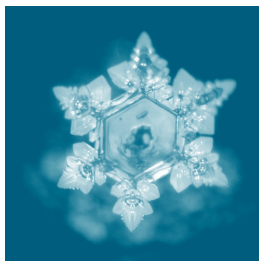
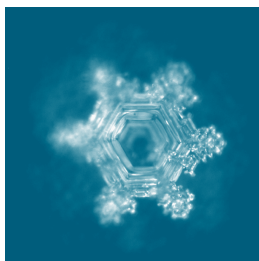
Als wissenschaftlich engagierter Ingenieur habe ich die Methoden von Dr. Emoto immer wieder hinterfragt. Sie wirken durch ihre

Seriosität glaubwürdig und ich messe ihnen hohe Aussagekraft bei. Dabei tauchen Fragen auf: Wenn schon das Wasser äusserst sensibel auf Musik reagiert, wie viel mehr wird die feine menschliche Seele davon beeinflusst? Ob uns tiefere Erkenntnisse über das innerste Wesen des Wassers und seine klar feststellbaren Reaktionen auf Umwelteinflüsse neue Wege weisen?

Schöne Melodien mit harmonischen Akkorden und Rhythmen - wirken sie nicht beruhigend und stärkend auf unser inneres Wesen? Auch das Rauschen des Windes in den Baumwipfeln oder das fröhliche Zwitschern der Vögel, das Plätschern der Quellen, die Brandung des Meeres, das Raunen der Natur – erfrischende, froh machende Musik der Schöpfung. Ein Beispiel: Die „Morgensstimme“ von Edvard Grieg (1843 - 1907) aus der Peer Gynt Suite Nr. 1, wie ich sie am Konzert „Weltklasse in Sursee“ im Frühjahr 2010 erleben durfte. Mit ihrem sanften, friedlichen, geheimnisvollen Beginn, dann langsam anschwellend – die Morgendämmerung mit majestätischem, prachtvollem Sonnenaufgang - wie eine Vertonung von Goethes Gedicht (Faust I, Gesang der Erzengel, Raphael):

„Die Sonne tönt nach alter Weise
in Brudersphären Wettgesang,
und ihre vorgeschrieb'ne Reise
vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
sind herrlich wie am ersten Tag.“

Musik – gab es sie bereits bevor sich die Sprachen entwickelten? Wie können wir ihre positiven Kräfte vermehrt auf uns und in uns wirken lassen, sie einsetzen bei der Bewältigung unserer vielfältigen Lebensaufgaben?



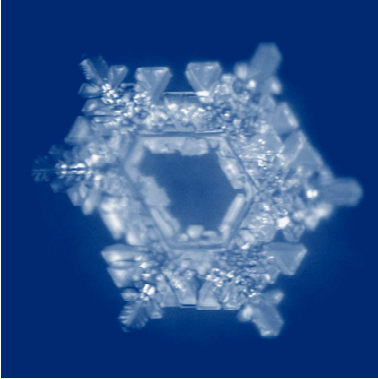
Souveränität des Wassers

Beim Schreiben des Kapitels „Klingende Heimat“ und dem Studium der Bücher von Masaru Emoto über seine Untersuchungen zum Einfluss der Musik auf das Wasser stiess ich auf erstaunlich klar wertende Aussagen. In der Folge übernahm ich zwei der Aufnahmen von Emoto in meinen Text. Einerseits ist es faszinierend, dass das Wasser als Träger des Lebens in der Lage ist, Musik zu hören und zu speichern. Andererseits stellt sich die Frage, ob wir mit unserem Verhalten das Wasser prägen, ihm Schaden zufügen können. Für mich Grund genug, mit eigenen Versuchen die Resultate von Emoto zu überprüfen.

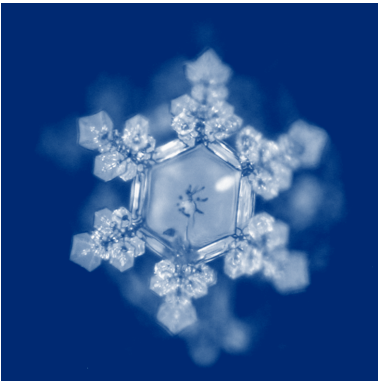
Zusammen mit Urs Huber machte ich zwei Serien von Aufnahmen. Auf Grund der Erkenntnisse startete ich eine dritte Serie. Ich bespielte Proben mit verschiedenen Versionen unserer Nationalhymne. Dazu kamen eine unbespielte Neutralprobe und eine mit dem Rondo aus Mozarts Kleiner Nachtmusik. Alle Proben zeigten gegenüber der Neutralprobe eine deutliche Kristallbildung.

Vorgehen: 20 Tropfen von beschalltem Wasser werden in einer Petrischale eingefroren. Fotografiert wird der sich auf der Spitze bildende Kristall. Schliesslich werden die am deutlichsten erkennbaren Kristalle ausgewählt. Die Beschallung nahm ich in meiner Wohnung vor, wobei genauestens auf gegenseitige Nichtbeeinflussung der Proben geachtet wurde. Die Proben brachten wir direkt zu Ernst F. Braun, Atelier für Kunst und Mystic, in der Nähe von Thun. Er besorgte die Kristallbildung und die Aufnahmen nach dem Verfahren von Emoto. Die Proben waren codiert. Ernst F. Braun wusste also nicht, um welche Musik es sich handelte. Im Folgenden gebe ich den Eindruck wieder, den die Kristalle auf mich machen.

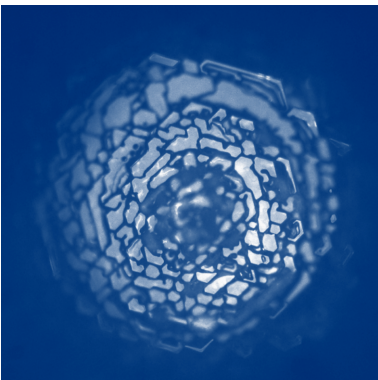
Die vorhergehende Bildseite zeigt gross einen wunderschönen Kristall aus einer Wasserprobe beschallt mit der von einem Sinfonieorchester gespielten Nationalhymne. Bemerkenswert, dass sich dabei eine ganze Anzahl sehr ähnlicher Kristalle ergaben. In der untern Reihe zwei Kristalle einer Probe, die mit der von einer Militärmusik (links) und einem Sinfonieorchester (Mitte) gespielten Nationalhymne beschallt wurden. Am Ende der Zeile rechts zum Vergleich das typische Ergebnis eines Kristalls von dem allen Proben zugrunde liegenden unbeschallten Wasser.



Dieser Kristall stammt aus einer Probe, die mit unserer Landeshymne - gesungen in allen vier Landessprachen - beschallt worden ist. Man erkennt deutlich die Umrisse der Schweiz. Diese sind auf den meisten Kristallen der Probe im Ansatz zu erkennen.



Rokokoartige Verspieltheit und Klarheit offenbart dieser Kristall von der mit dem Rondo aus Mozarts Kleiner Nachtmusik beschallten Wasserprobe.



Neben vielen schönen Kristallen entstanden auch diese filigranen Kreise – ein Hinweis auf das „Rondo“? (Musikalische Form, bei der sich ein wiederkehrender Formteil, genannt Ritornell, mit andern Teilen abwechselt.)

Am oberen Sempachersee

Weshalb habe ich aus der Vielfalt die Region Oberer Sempachersee herausgegriffen? Der See bedeutete mir als Kind sehr viel. Es waren ganz besondere Erlebnisse, wenn die Eltern mit mir einen Ausflug von Attelwil nach Sursee unternahmen: Fussmarsch nach Triengen und dann weiter mit der Dampfbahn. Höhepunkt für mich war die obligate einstündige Ruderschiff tour auf dem See.



Die Wandermöglichkeiten in der Gegend um den See sind fast unbegrenzt. Vorab: Ein auserlesener Genuss zur Blütezeit ist der prachtvolle, malerische Rosengarten beim Kollerhaus an der Strasse von Schenkon nach Beromünster. Dort gibts auch Getränke und feinen hausgemachten Gugelhopf.

Schloss Wartensee - Flüsskappelle

Die Höhenzüge am oberen linken Sempacherseeufer öffnen den Blick nicht nur in die majestätischen Berge der Zentralschweiz, sondern ebenso in das Wesen einer bäuerlich geprägten Landschaft. Stattliche, sehr gepflegte Höfe, oft aus mehreren Gebäuden



bestehend, wechseln ab mit zerfallenden landwirtschaftlichen Bau-ruinen. Von vielen herrlichen Rundwanderungen bevorzuge ich die vom Schloss Wartensee zur Flüsskapelle. Die Zufahrt zum Schloss ist ab der Strasse Nottwil - Neuenkirch signalisiert.

Von den Habsburgern um 1300 an einem der schönsten Aussichtspunkte über dem Sempachersee erbaut, diente der Vorgängerbau des heutigen Schlosses als Sitz des Vogtes, der den Verkehr am Westufer und auf dem Sempachersee kontrollierte. In der südöstlichen Ecke des Innenhofes träumt die St. Jost-Kapelle. Der einst vielbesuchte Wallfahrtsort ist eingegangen. Dessen ungeachtet hat die Schlosskapelle ihre wohltuende, belebende Ausstrahlung bewahrt. Hier wurde früher an Mariä Himmelfahrt ein Kommunion- und Beichttag abgehalten und auch der "Zwetschenablass" - zu dieser Jahreszeit reifen die Zwetschen - verliehen. Im Sempacherkrieg (1386) wurde das Schloss zerstört und die Stadtluzerner übernahmen die Herrschaft. 1514 erwarb sich Junker Ratsherr Peter Zukäs von Luzern Hof und Burgstall Wartensee und baute das zerstörte Schloss wieder auf. Später diente das Schloss dem "Schweizer König" Pfyffer von Altishofen als Sommerresidenz. Seit 1888 sind Schloss und Liegenschaft im Besitz der Familie Rösli. 1993 wurde es einer Totalsanierung unterzogen und erstrahlt in vollem Glanz. Heute ist Schloss Wartensee vorwiegend ein Ort der Ruhe, der Begegnung, der inneren Einkehr. Im liebevoll gepflegten Schlossgarten sind jene Wanderer willkommen, die das zu schätzen wissen.

Man umrundet das Kleintiergehege mit Teich und ergötzt sich an seinen drolligen gefiederten Bewohnern. Dann steigt man dem Wanderweg folgend eine Art Schlucht hinauf zur Anhöhe bis zum Wanderweg zur Flüsskapelle. Dieser führt durch erfrischende Wälder und über Weiden zur schmucken Kapelle, die zur katholischen Kirchgemeinde Nottwil gehört. In früheren Zeiten erhofften sich hier die Besucherinnen und Besucher eine Linderung der Zahnschmerzen, heute gilt das Kleinod als Heiratskapelle und als Raum der Stille für Spaziergängerinnen und Spaziergänger. Die beiden alten herrschaftlichen Linden tragen zur Idylle bei. Wir schätzen sowohl die Momente der Besinnung wie auch die prachtvolle Aussicht am Kraftort. Von der Kapelle führt der Weg steil hinab an einem schmucken Hof vorbei auf eine Strasse, die auf halber Hanghöhe wieder zurückführt zum Ausgangspunkt: traum-

hafte, weitschweifende Ausblicke auf den See, auf das hübsche Städtchen Sempach und die Voralpen.

Für die Rundwanderung ist mit etwa zwei Stunden zu rechnen.

Gormund und der Golfplatz Sempachersee

An der Strasse von Beromünster nach Hildisrieden kommt man am schönsten Aussichtspunkt von Neudorf, der Wallfahrtskapelle Maria Mitleiden Gormund und dem Kaplanhaus vorbei. Der Legende nach habe man auf dem Hügel regelmässig lieblichen Gesang und ein Leuchten wahrgenommen. Um 1500 sei dann ein Marienbildstöckli errichtet worden. Das älteste Dokument ist der Weihebrief der Kapelle vom 7. Februar 1509 ausgestellt durch den Weihbischof Balthasar von Konstanz. Die Kapelle wurde zu Ehren von Mariä Mitleiden und Maria als Jungfrau geweiht. 1524 wurde neben der Kapelle der Hof Gormund errichtet und damit das Sigristenamt verbunden, das manchmal durch Einsiedler ausgeübt wurde. Als zu Beginn des 17. Jahrhunderts das Bauwerk teilweise zerfallen war und nur noch einen Drittel der Pilger zu fassen vermochte, beschloss das damals mit der Neugestaltung der eigenen Kirche beschäftigte Stift Beromünster 1611 einen Neubau des Schiffes und die Umgestaltung eines Teils der bisherigen Kapelle. Seit fünf Jahrhunderten ersteigen die Menschen immer wieder in allen Nöten den Hügel zur Kapelle. Die vielen Votivtafeln und Votivgaben aus Silber und Wachs künden von Erhöhungen, von Hilfe in menschlichen Sorgen und Bedrängnissen.

Man findet dort leicht Parkplätze. Vor einem liegt der herrliche Golfplatz, der wandermässig perfekt erschlossen ist. Die Golfer sind sehr freundlich, wenn man nur ihre gepflegten Flächen respektiert. Sofern man Lust und Kondition hat, kommt man auf Wanderwegen bis nach Vogelsang. Dort gibt es bekanntlich ein ausgezeichnetes Aussichtsrestaurant. Ideal geht's mit 2 Autos - eines braucht man, um vom Zielort her das andere wieder einzufangen. Andernfalls ist auch der Weg hin und zurück machbar, eine Stärkung im Vogelsang vorausgesetzt.

Wanderzeit von Gormund nach Vogelsang (einfacher Weg) etwa 1¼ Stunden.



Rund um Sempach

Der Strandweg in Sempach ist der ideale kleine Sonntags-spaziergang. Eindrücklich das Naturreservat, die ins Wasser hängenden Bäume, die munteren Wasservögel. Nicht verpassen sollte man im Städtli das einmalige Teddybärmuseum. Die Sammlung von Brigitte und Alexander Iten umfasst mehr als 2000 Teddybären. Die liebenswerten Plüschgesellen sind grösstenteils auf 3 Stockwerken zu besichtigen. Sie stammen von bekannten Herstellern wie Steiff, Hermann, Schuco, Krämer, Fechter usw. Vor 20 Jahren begann es mit einem Teddy, doch schon bald leisteten immer mehr Artgenossen dem einen Teddy Gesellschaft. 1997 konnte das Altstadthaus in Sempach gekauft werden. Nach einer umfassenden Renovation ist daraus ein Wohnhaus für Teddybären geworden. Die ersten Teddybären gingen 1903 in Produktion [Theodore Roosevelt-Teddy und Richard Steiff-Teddy].

Das Rathausmuseum in der einstigen Tuchlaube versucht Einblick in das alltägliche Leben vergangener Jahrhunderte zu geben. Es zeigt vor allem, wie Handwerker und Bauern mit einfachen Mitteln ihren Lebensunterhalt verdienten. Die wichtigste wirtschaftliche Grundlage der Gegend bildete die Arbeit in Feld und Wald. Und der Sempachersee ist reich an Fischen. Er gilt heute als der fischreichste See der Schweiz. Die zögerliche, zeitweise rückläufige Entwicklung der Stadt ist an den beiden Stadtmodellen zu sehen. 1804 wurde der See um nicht ganz zwei Meter abgesenkt. Deshalb liegt das Städtchen heute nicht mehr direkt am See. Erst Ende des vorletzten Jahrhunderts begann Sempach aus seinen Mauern herauszuwachsen. Ein grosses Relief bringt den möglichen Verlauf der Schlacht bei Sempach zur Darstellung. Zu sehen sind ausserdem Bodenfunde aus der Steinzeit bis zur alemannischen Landnahme.

Auch die Schweizerische Vogelwarte am oberen Seeende ist einen Besuch wert. Es handelt sich um eine gemeinnützige Stiftung für Vogelkunde und Vogelschutz. Sie wurde 1924 als Beringungszentrale zur Erforschung des Vogelzugs im Alpenraum gegründet. Ihren Hauptsitz hat sie in Sempach. Unter anderen betreibt sie am 1'923 m ü. M. hohen Col de Bretolet eine Beringungsstation. Von einem ehrenamtlich geführten Einmannbetrieb hat sie sich zu

einem eigenständigen, im In- und Ausland anerkannten Institut mit rund 80 Mitarbeitern entwickelt.

Die Schweizerische Vogelwarte Sempach überwacht die einheimische Vogelwelt, erforscht die Lebensweise der wildlebenden Vögel und geht den Ursachen der Bedrohung der Vogelwelt auf den Grund. Für gefährdete Vogelarten entwickelt sie Schutz- und Fördermassnahmen und sorgt gemeinsam mit ihren Partnern dafür, dass aktuelle Erkenntnisse der Vogelwelt der Natur zu Gute kommen. Daneben betreibt sie eine Pflegestation für kranke, verletzte und verwaiste Vögel. Als nationales Kompetenzzentrum für Vogelkunde und Vogelschutz ist sie auch Auskunfts- und Beratungsstelle für Öffentlichkeit, Medien und Behörden. Mit Schulprogrammen und Angeboten in der Umweltbildung versucht sie, die Bevölkerung für den Schutz der Vogelwelt zu sensibilisieren. Einzigartig ist der private Status der Schweizerischen Vogelwarte Sempach. Viele andere Vogelwarten und ornithologischen Institute sind staatliche Einrichtungen. Sie wird finanziell von Spenden getragen und kann bei der landesweiten Überwachung der Vogelbestände auf die Unterstützung von über 1500 freiwilligen Mitarbeitern zählen.

Den Hinweis auf das Mühletal - einen ganz besondereren Leckerbissen - verdanken wir Andreas Frank aus Sempach. Vom Parkplatz beim Ochsentor auf der Nordseite des Städtchens findet man den Fuchspfad genannten Einstieg etwa 150 m nach dem Kreisel an der Strasse nach Kirchbühl und Vogelsang. Man folgt dem teils recht stotzigen Weg (gutes Schuhwerk erforderlich) dem Rotbach entlang und wird immer wieder durch eindruckliche Bilder der urtümlichen, wilden Schlucht samt kleinem, zierlichem Wasserfall überrascht. Nach rund einer Stunde und 150 m Höhendifferenz erreicht man den Nübrichwald. Von hier kann man direkt oder über den Banditenweg und die Liegenschaft Stock zur Schlacht weitergehen. Wir wählten den Weg über den Wydenhof nach Kirchbühl zur ersten Sempacherkirche. Von dort folgten wir dem Römerweg entlang dem Hang zum idyllischen Steinibühl-Weiher, auf dem Hunderte prachtvolle weisse Seerosen blühten. Anschliessend auf dem Wanderweg zurück ins Städtchen. Die rund 2½ stündige Rundwanderung endete mit einem Zvieri in der althehrwürdigen Krone.



St. Martin, die erste Sempacherkirche, errichtet über den Ruinen eines römischen Gutshofes und eines mittelalterlichen Fluchtturmes, ist die Mutterkirche von Sempach. Rechtlich wurde sie bis ins 18. Jahrhundert als Pfarrkirche bezeichnet, wenn auch ihre praktische Bedeutung als solche seit dem 13. Jahrhundert abnahm. Doch erst als 1832 der Friedhof definitiv zur Kirche St. Stefan verlegt wurde, hörte sie faktisch auf, die eigentliche Pfarrkirche zu sein. Eine Kirche, die um 1000 entstanden war, wurde im 13. Jahrhundert verlängert, erhöht und mit neuen Fensteröffnungen ausgestattet. Damals entstand auch der Turm. 1583 erfolgte der Bau des heutigen spätgotischen Chores. Die Beinkapelle wurde 1575 geweiht. Das Schiff enthält an den Wänden Reste (braunrote Pinselvorzeichnungen) eines um 1300 entstandenen reichen Freskenzyklusses. Im 15. Jahrhundert war er übertüncht und durch einige Rundmedaillons übermalt worden.

Der ganze Ort wirkt durch seine reiche geschichtliche Vergangenheit geheimnisvoll still und friedlich.



Mystik

Umfasst der Begriff „Heimat“ im weitesten Sinn nicht auch etwas, das in uns wirkt und über uns schwebt, religiöse oder spirituelle Erfahrungen beinhaltet, die mit dem Verstand unerklärlich oder nur schwer fassbar sind? Wer hilft uns diesen Schleier lüften? Etwa die Mystiker, die man als guter Protestant im Alltag oft als Teil von Wunderlichkeiten abtut?

Denkt man bei uns an Mystik [Gottessuche bzw. Gottesschau], stösst man unweigerlich auf die christlichen Mystiker. Ihnen gelten die folgenden Gedanken. Als Suchender in Glaubensfragen begegnet man immer wieder diesen Menschen im Angelpunkt der Welt, die sich bemühten und bemühen, Erfahrungen mit höheren Glaubensebenen zu machen, sie in ihren Alltag einzubeziehen und weiterzugeben. Zeitweise wirken sie gar als geheimnisvolle Vorbilder, wie Leuchttürme.

Zwar fehlt ihnen gemäss landläufiger christlicher Norm das Recht, die Bibel und religiöse Grundsatzschriften zu kommentieren oder zu ergänzen. Das wäre einleuchtend, wenn es nicht Bibelworte gäbe, die man als Berechtigung und Ankündigung von Mystikern auslegen kann. Zum Beispiel Johannes 14, Vers 12: „Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue und wird grössere denn diese tun.“ Ohne Vorbedingung der Zugehörigkeit zu einer konfessionellen Gruppe – offensichtlich genügen der unerschütterliche Glaube und die allumfassende Liebe.

Die Blütezeit der christlichen Mystik war das Mittelalter, die Gotik. Zu dieser Zeit lebten die meisten bekannten Mystiker wie Bernhard von Clairvaux, Katharina von Siena, Meister Eckhart, Hildegard von Bingen. Nimmt man sich die Mühe und vertieft man sich in das Gedankengut ausgewählter Mystiker, wird man oft überrascht von ihrer Nähe zum Neuen Testament. Ganz besonders aufgefallen ist mir das bei Jakob Lorber, einem österreichischen Mystiker im nahen 19. Jahrhundert. Er bezeichnete sich selbst als Schreibknecht Gottes, eine Art Interface zwischen Jesus und den Menschen, der wie unter innerem Zwang einfach das niederschrieb, was ihm von Jesus in seinem Herzen diktiert wurde. Das zentrale, zehnbändige Werk ist das Neue Evangelium



Johannes. Es schildert ausführlich die dreijährige Lehrtätigkeit von Jesus.

Für einen Suchenden kann es sehr bereichernd sein, sich mit dem Werk und Leben von Mystikern auseinanderzusetzen. Es vermag das Vordringen zum Kern der Religiosität oder Spiritualität, dem Einssein mit Gott, und auch die Toleranz gegenüber Andersdenkenden enorm zu fördern. Gedankenströme aus einer unsichtbaren Quelle beginnen zu fließen und bringen unser wissenschaftlich geprägtes Weltbild ins Wanken. Dafür öffnet sich uns eine neue Dimension Gottes – unsere wahre Heimat.

Zentrum des Menschen

Frieden? Wer sehnt sich nicht nach Frieden? Seltsam, dass wir ihn meistens als fertig gewachsenen Baum sehen und kaum als zartes Pflänzchen, das über Jahre gepflegt werden und gedeihen muss, bis es zu einem wetterfesten Baum herangewachsen ist, der den Lebensstürmen widersteht – Symbol des gefestigten Friedens.

Wie kommen wir dazu? Müssen wir nicht als erstes zu uns selbst finden? Manche von uns sind geprägt von der religiösen Erziehung, Leib und Seele seien unsere Bausteine. Diese Prägung führt zu einem Vorherrschen des Kopfdenkens. Solange dieses in uns das Sagen hat, kann kein dauerhafter Friede in unsern Herzen wurzeln.

Die christlichen Religionen und auch andere basieren auf dem Gebot der Liebe: „Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst“. Oder „Was du nicht willst, das man dir tu‘, das füg‘ auch keinem Andern zu“. Was so einfach klingt, lässt sich jedoch mit dem Verstand allein nicht bewirken. Das geht nur mit einem ausgeprägten Herzdenken, in der Verbindung mit Gott. Im vereinfachten Körper-Seele-Modell des Menschen hatte das noch keinen Platz. Es braucht die Dreiheit:

- den Körper als das Materielle
- die Seele mit den fünf Sinnen und den Gefühlen, den Trieben und dem Kopfdenken (Intellekt)
- den Geist als göttlicher Funke, das Leben, die Liebe, das Herzdenken (Vernunft)

Diese Dreiteilung ist keine Erfindung von mir. Sie gehört unter anderen auch zu den Grundideen des grossen, ganzheitlich denkenden Erziehers Heinrich Pestalozzi (1746 – 1827). Zur Unterstützung der natürlichen kindlichen Entwicklung berücksichtigt Pestalozzi die Dreiteilung in Kopf, Herz und Hand. Sie stehen für Intellekt (Denk- und Erkenntnisvermögen), Sitte und praktische Fähigkeiten. Ihre harmonische Entwicklung soll zu einem gesunden Urteilsvermögen führen, zu Liebe und Vertrauen als Basis des menschlichen Zusammenlebens und der Gottesverehrung sowie zu körperlichen Fertigkeiten.

Die zunehmend auch in der Praxis anerkannte ganzheitliche Betrachtung des Menschen basiert auf diesen Erkenntnissen. Die

Informations-Broschüre des Kantonsspitals Aarau führt sie im Titel: „Medizin mit Kopf, Hand und Herz“.

Ich bin mir gewiss, dass im Herzen eines jeden von uns ein göttlicher Funke wirkt und mit aufrichtig gepflegtem und gefördertem Herzdenken und mit Liebe der Weg zu unserem wahren Selbst geöffnet wird. Etwas Neues ist das nicht. Wo zeigen wir denn hin, wenn wir eine eigene Überzeugung vertreten und unser Ich mit einer Geste unterstreichen wollen? Doch genau dorthin, wo wir unser eigenes Wesenszentrum intuitiv spüren.

Und nun kann Frieden einziehen. Als Eidgenossen haben wir doch eine lange Tradition und Verpflichtung in Sachen Frieden!

Doch noch Erinnerungen

Von unzähligen sind mir einige Erlebnisse auch heute noch zum Greifen nah, bildlich präsent. Ich greife zwei heraus.

Brasilien

Bei meinem ersten Besuch in Brasilien stieg man in Rio in einen Shuttle nach Sao Paulo um. Mit einiger Spannung sah ich der Landung entgegen. Ob das angekündigte Empfangskomitee auch da sein würde? Beim Aussteigen wurde uns von der Besatzung bedeutet zu warten, einer superblonden Dame gehörte der Vortritt. Ich war dicht dahinter. Diese Dame wollte und wollte nicht die mobile Treppe hinuntersteigen, winkte immer wieder in die Menschengruppe, die vor dem Flugzeug stand. Diese reagierte nicht, bis schliesslich ein Fotograf (aus Mitleid, wie er später sagte) abdrückte. Als sie sich endlich doch bewegt hatte und ich auf das Podestchen trat, ging ein Blitzlichtgewitter los. Man bedeutete mir, endlich zu winken, was ich nach einigen begriffsstutzigen Momenten auch tat. Unterhalb der Treppe ein herzlicher Empfang durch unsere Leitungsscrew in Brasilien. Und ein Riesengelächter. Man (unser Herr Vögeli) hatte die Regionalpresse zum Fotoshooting eingeladen. Ich sollte als hochwissenschaftlicher Besuch aus Europa in die Zeitungen, damit der Zugang zu den oberen Etagen der Kunden gesichert war. Die Dame, die den Reporterbesuch für sich wähnte, war eine damals bestbekannte amerikanische Filmschauspielerin. Der Presserummel verfehlte seine Wirkung nicht: Ich fand überall offene Türen, und der geplante Informationsbesuch zur Sortimentskorrektur wandelte sich zur Kontaktserie mit den Toppleuten der grossen Elektrizitätsunternehmen. Dabei lernte ich das natürliche Selbstbewusstsein und den unermesslichen Erfindungsreichtum der Brasilianer näher kennen!

Der Presseempfang hatte ein Nachspiel. Als ich ihn kurz danach bei einem Besuch in Kanada schilderte, liess sich Claude Rousseau nicht lumpen. Besser als die Tageszeitungen von Sao Paulo war ja nur noch das Fernsehen in Quebec. Und so fand ich mich unversehens in einem Testinterview über den Umgang mit der Mehrsprachigkeit in der Schweiz, einem in Quebec damals brandaktuellen Thema. Als ich mich erkundigte, wann das Interview stattfindet, hiess es kurz und bündig: „Das war so gut; das senden

wir genau so!“ Selber habe ich es nicht mehr gesehen, doch ging es zu einer Topp-Sendezeit in den Äther und löste ein grosses Echo aus.

DDR

Es war eine unerwartete Entdeckung, die mich in engen Kontakt zum Vogtland brachte (Raum um Hof und Plauen in Sachsen). Saurer war Hauptlieferant der dort ansässigen Stickereiindustrie – Plauener Spitzen waren weltweit ein Begriff. Weil es an Geld für grosse Entwicklungsprojekte fehlte, der Ausbildungsstand der Ingenieure jedoch recht hoch war und auch kein Zeitdruck bestand, forcierte man vorwiegend denkorientierte Projekte. So fand man eine Lösung für rationellere Stickmaschinen durch die Kombination der Stick- und Stepptechnik. Sie barg in sich die Chance einer technologischen Revolution!

Saurer wollte unbedingt in den Besitz der Patente kommen, und ich entschloss mich, dieses Projekt persönlich zu verfolgen. Diese Aktivität zog sich vom letzten Jahr der DDR über die Wende bis zur Wiedervereinigung hin. Somit hatte ich Gelegenheit, deren Einfluss auf das Leben der werktätigen Bevölkerung aller Stufen mitzuerleben.

Bange Momente bei der Einreise über die Autobahn bei Hof in die DDR gab es nur beim ersten Mal. Pass abgeben, der „reiste“ parallel zur Autobahn auf einem Förderband durch die Instanzen. Beglaubigung des Besuches vorweisen. Alles sehr bürokratisch. Dann in der DDR Unterkunft in einer staatlichen Einrichtung oder privat. Grosses Erstaunen über den Arbeitsrhythmus in den Fabriken: Alles sehr gemächlich, kein Druck spürbar. Und die Geburtstage noch heiliger als in der BRD: Da wurden während der Arbeitszeit in aller Ruhe Tische mit weissem Papier gedeckt und dann im Rahmen der ganzen Abteilung ausführlich gefeiert. Denn eines fehlte nie: Brot, Bier und Wurst (Fleisch)! Und Kuchen backen konnte man in Sachsen ja seit eh und je. Und Zeit hatte man auch.

Beim privaten Umgang fiel sofort eines auf: Die Menschen waren unter dem Einfluss des Regimes näher zusammengedrückt, der Zusammenhalt in den Familien deutlich spürbar und herzlich, die Nachbarschaftshilfe ausgeprägt. Die Wohnverhältnisse in der Stadt waren zwar nicht besonders. Dafür hatte mancher sein

Wochenendhäuschen in den Schrebergärten – „Privateigentum“, das das Regime eigenartigerweise nicht antastete.

Solange man das Regime nicht zu sehr kritisierte oder anderswie auffiel, lebte man recht behaglich. Zwar wartete man mehrere Jahre auf ein Auto, und Auslandferien waren weitgehend tabu. Aber für „niedrigere“ Arbeiten hatte man wie bei uns Gastarbeiter. So waren die Belegschaften in vielen Stickereibetrieben Vietnamesinnen, die für zwei Jahre da waren und dann mit etwas Geld und einem Fahrrad wieder in ihre Heimat geflogen wurden.

Während der ganzen Übergangszeit von der DDR zum vereinten Deutschland herrschte ein Wechselbad der Gefühle. Man freute sich auf die Möglichkeit des Besuches von Verwandten auf der andern Seite und auf Urlaubsreisen. Verlockend war auch, dass nun jedermann früher unerreichbare Luxusgüter erwerben konnte: Traumobjekt Wessi-Auto. Occasionshändler, die schnelles Geld machten, gabs in Scharen. Etwas Geld hatten ja die meisten zur Seite gelegt, bankrott war nur der Staat. Mehr und mehr wuchsen Ängste. Man sah, dass ein Grossteil der höchst unrationell arbeitenden Betriebe keine Zukunft mehr hatte, dass die Arbeitsplätze bedroht waren. Erstaunlich viele SED-Funktionäre nahmen elegant die Kurve und fanden ihren Platz in der neuen Ordnung. Und nicht wenige leitende Mitarbeiter von verstaatlichten Firmen wandelten sich zum Leiter marktwirtschaftlich orientierter Unternehmen. Man hatte sich ja jahrelang über die Planwirtschaft geärgert. Marktwirtschaft – aber bitte ohne Gewerkschaften und mit fünf Schichten – war die Devise! Viele wurden Wanderarbeiter irgendwo im Westen, war man doch bestens ausgebildet und fleissig.

Nur eines blieb auf der Strecke: Der enge Zusammenhalt in den Familien. Die selbstverständliche Herzlichkeit im Umgang miteinander wich vielerorts vorerst Konkurrenzdenken, bald aber auch Neid und Missgunst. Öfter als mir lieb war hörte ich den Satz: „Eigentlich ging es uns vorher unter dem Strich fast besser!“ Nachdenklich machten mich solche Äusserungen schon. Wie viel Menschlichkeit opfern wir in aller „Freiheit“ dem Erfolgsstreben? Gäbe es denn nicht eine gesunde Balance?

Ausblick

Bei der Bearbeitung der einzelnen Themen dieses Buchs drängte sich ein Fragenkreis immer deutlicher in den Vordergrund: Entfernen wir uns mit unserer Lebensweise nicht zunehmend von dem, was wir eigentlich zum Leben und Überleben brauchen – von unserer Heimat? Sind wir daran, sie zu zerstören? Wären nicht jene Kräfte mit grosser Unterstützung zu fördern, die sich im weitesten Sinne um die Erhaltung der lebensnotwendigen Ressourcen unserer Existenz bemühen und sich für ein gesundes, verantwortungsbewusstes Zusammenleben aller einsetzen?

Nicht zuletzt die Aussagen des Wassers, denen wir mit der Methode der Wasserkristalle einen Schritt näher gerückt sind, geben mehr als deutliche Hinweise auf jene andere Welt, die wir mit Lärm und Oberflächlichkeit immer mehr ignorieren und beschädigen. Wasser - ursprünglicher Träger des Lebens – dringt täglich aus dem All zu unserer Erde. Birgt es in sich eine Antwort zur Frage des Woher des Lebens?

Was gilt es zu tun, um mit dieser Welt wieder in Harmonie zu leben? Mehr und mehr Menschen für diese Gedanken - oder vielmehr Unabdingbarkeiten - sensibilisieren, um unsere Heimat in ihrem umfassenden Sinne zu erhalten. Das töne nach Utopie? Da bin ich gerne Utopist. Du auch?

„Des Menschen Seele gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
zum Himmel steigt es,
und wieder zur Erde muss es,
ewig wechselnd.“ (Johann Wolfgang von Goethe)



Bauen UR – Vortag des 1. Augusts 2010 - Marianne vor dem Denkmal für Pater Alberich Zwysig, der das Lied, den Schweizerpsalm, 1841 zu einem Text von Leonhard Widmer komponierte.

Literatur und weitere Quellen

Allgemein

Paul Widmer: „Die Schweiz als Sonderfall“, Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2. Auflage 2008

Masaru Emoto: „Die Botschaft des Wassers“, Band 1, KOHA Verlag, D-84424 Burgrain, 9. Auflage 2008

Werner Steiner: Dokumente zu verschiedenen Kapiteln

Werner H. Lerch: „Zwischen Suhrenbord und Etzelgraben“, Eigenverlag HWL Consulting, 2008

Hinweise im Internet

Die ersten Reitnauer

Andres Furger: „Die ersten Jahrtausende“, Verlag Neue Zürcher Zeitung 1998

D. Viollier: «Quelques nouvelles acquisitions récentes du Musée national». Zeitschrift "Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde" 1915, Seiten 93 ff.

Vereinigte Su(h)rentalbahnen

Paul Erismann Text, Maja von Arx Bilder: „Wie das Suhren- und Wynental zu ihren Bahnen kamen“, Druck Neue Aargauer Zeitung Aarau 1954

Kurt Steiner: Unterlagen „Durchgehende Suhrentalbahn“ von Gemeinderat Hans Hochuli, Reitnau für die Sitzung vom 9. Januar 1967 in Sursee [Technischer Bericht und Kostenvoranschlag].

Gemeindekanzleien Schöftland und Reitnau:

Verschiedene Gemeindeversammlungsprotokolle und weitere Unterlagen aus den Jahren 1950 – 1980

Jakob Heer: „WSB, Wynen und Suhrentalbahnhof“, AT Verlag 1984

Fabian Gloor Sursee: „Die Surentalbahnhof als Vision“, Maturaarbeit Kantonsschule Sursee 2008

Prof. Dr. Ulrich Weidmann und andere: „Sursee-Triengen-Bahn ST, Wiedereinführung des Personenverkehrs auf der Sursee-Triengen-Bahn und einer allfälligen Verlängerung“, Vorstudie. Institut für Verkehrsplanung und Transportsysteme ETH Zürich, Mai 2009
http://www.dampfzug.ch/media/pdf/Vorstudie_Surentalbahnhof

Zentren der Heimat

Andreas Schindler, Pfarrer: Verschiedene Unterlagen, unter anderem eine Dokumentation von Lehrer Fritz Hunziker zur Geschichte der Kirche Reitnau

Marianne Häfliger, Kirchenpflegepräsidentin Reitnau, Unterlagen zu Orgel und Grabungen

Willi Hauri, Kirchensigrist: Führung durch Kirche und Turm und ergänzende Angaben

Oskar Näpflin, Winikon: Informationen zur Geschichte der Turmuhr und zur Turmuhr der Kirche Winikon

Heimat unter dem Regenbogen

Yvonne Schwarzer: „Die Farbenlehre Goethes. Eine Textauswahl für Künstler“, Westerweideverlag, D-58452 Witten, 2004

Mystik

Jakob Lorber: Verschiedene Werke, Lorber Verlag, D-74321 Bietigheim-Bissingen

Hermann Holenstein: „Von der unscheinbaren Vernunft“, Eigenverlag, 1999

Bildverzeichnis

Seite	Objekt
diverse	Wasserkristallaufnahmen E. F. Braun, http://www.wasserkristall.ch
12	Rekonstruktion eines mittelbronzezeitlichen Dorfes (Savognin-Padnal), Amt für Kultur, Archäologischer Dienst, Kanton Graubünden.
13	Bronzezeitlicher Fund auf der Birch, spezielle Foto für dieses Buch und Copyright, Schweizerisches Nationalmuseum DIG-9307.
23	Wallfahrtskapelle Gormund und Golfplatz
42	Regenbogen über dem Untersee und der Insel Reichenau von Michael Prax, Mannenbach. Das Bild ist zugleich eine Reverenz an meine zweite Heimat und die Heimat von Marianne, die Ostschweiz.
49	Fotomontage einer Zugskomposition der Wynental- und Suhrentalbahn bei der Einfahrt in Reitnau. Ausgangsfoto von Marketing AAR bus und bahn, Fotomontage webart.vorgasse.ch , Reitnau.
61	Turmuhre Kirche Winikon, Oskar Naepflin, Winikon
67	Wasserkristallaufnahmen aus dem Buch von Masaru Emoto: „Die Botschaft des Wassers“, Band 1 Seiten 76 und 86
72	Der Autor mit seinem Vater: „Kodakkistli“-Aufnahme durch die Mutter auf dem schwankenden Ruderboot.
	Die übrigen Fotos stammen vom Autor.